

A portrait of a young woman with long, straight brown hair and blue eyes. She is wearing a black turtleneck sweater and a vibrant red shawl or cardigan draped over her shoulders. She is looking slightly off-camera to her right with a soft, contemplative expression. The background is a blurred, light-colored outdoor setting. The entire image is framed by a thin red border.

Kristina Schippling

Meine Wut ist weiß und rein!

Texte von 2008 bis 2021

Meine Wut ist weiß und rein!

Texte von 2008 bis 2021

Kristina Schippling

Einleitende Worte

Die Sammlung der Kurztexte stellt eine Auswahl der in Literaturzeitschriften und Anthologien veröffentlichten Texte aus den Jahren 2008 bis 2021 sowie weniger noch unveröffentlichter Texte dar. Gerade in den frühen Jahren sind einige Texte wesentlich älter als das Datum ihrer Publikation. Außerdem ist eine Auswahl von frühen Gedichten, Kurzprosa und Szenischem beigelegt, die bis in die Schulzeit zurückreicht. In wenigen Fällen bedarf es einer vorangestellten Erläuterung, teilweise hängen Texte thematisch zusammen, können jedoch auch für sich allein stehen. Eine Literaturliste der Zeitschriften und Anthologien, in denen die jeweiligen Texte erschienen sind, ist beigelegt.

Texte

Erläuterungen zu den Göttinnen alter Kulturen

Die Göttinnentexte sind Teil eines größeren, noch unvollendeten Werks und dennoch steht jeder Text für sich allein und ist in sich abgeschlossen. Sie greifen Mythen von Göttinnen aus verschiedenen Kulturkreisen auf und erzählen diese aus der Ich-Perspektive in einem emotionalen Bewusstseinsstrom der jeweiligen Göttin auf neue Weise. Ein bestimmtes, emotional tiefgreifendes Ereignis wird – verwoben mit dem jeweiligen mythischen Hintergrund – in rhythmisch fließender Sprache gedanklich verarbeitet. Die Göttinnen sind Ausdruck unterschiedlicher Empfindungen des im größeren Werk angelegten Hauptcharakters, sie bilden also allesamt verschiedene innere Teile der Hauptfigur ab.

Freya lässt sich im germanisch-nordisch-skandinavischen Raum verorten. Als die freie Frau, als Muttergöttin und Mondgöttin zeichnet Allwissenheit, Fruchtbarkeit und Schönheit sie aus. Freyr, ihr Bruder, wird als ihr erster Gatte beschrieben, Odin als zweiter, zahlreiche Affären folgen. Die Verbindung zwischen ihrem zweiten Gemahl Odr (dessen Name eine Variante Odins darstellt) wird als Sinnbild der vollkommenen Liebe aufgefasst. Als sie ihn verliert, weint Freya Tränen, aus denen der Bernstein entsteht. Diesen Verlust kann sie nicht verwinden und sucht überall nach ihm. Der Moment des Verlusts der überwältigenden Liebe und der innerlichen Auseinandersetzung mit ihr sowie das Gespräch mit dem Bruder als Vertrauten und die zahlreichen Affären Freyas, die sie als freie Frau und Beschützerin jeder Liebe, nicht nur der ehelichen, beschreiben, werden im Text verarbeitet.

Rhiannon als keltisch-walisische Pferdegöttin reitet auf ihrem weißen Pferd so schnell wie der Wind. Der Sage nach heiratet sie den sterblichen König Pwyll. In seinem Werben versucht der König, die Göttin auf dem Pferd einzuholen, gibt aber schließlich auf. Sie erscheint ihm auf einem Hügel und sie werden ein Paar. Als der gemeinsame Sohn verschwindet, wird Rhiannon des Mordes beschuldigt und bekommt die Strafe auferlegt, die Gäste des Schlosses

für den König auf ihren Schultern ins Schloss zu tragen. Sie wird selbst zum Reittier und trägt die Demütigungen der Menschen, ja die Menschen selbst, auf den Schultern ins Schloss hinein. Der folgende Text verarbeitet das emotionale Verhältnis zwischen den Liebenden am Anfang und am Ende einer Beziehung. Die Erhöhung der Ersehnten, auch eng verknüpft mit dem klischeehaften Prinzen auf dem weißen Pferd, wandelt sich nach der Eroberung der Frau und mit dem Eingehen in die Bindung in ihre Erniedrigung. Sie, als Lasttier, trägt und erträgt die Lasten, die ihr Gatte und seine Gäste ihr auferlegen. Als ungebundene Frau ist sie die von der Natur beschützte Göttin, während sie als gebundene Frau sich nicht mehr vor den Angriffen aus der eingegangenen Bindung schützen kann, so deutet der Text die Mythologie aus.

Aife ist eine irisch-schottische Kriegsgöttin. Mit einem magischen Harpunen-Speer, der aus dem Knochen eines Seeungeheuers angefertigt wurde und nur unter Wasser eingesetzt werden kann, verteidigt sie sich. Von den anderen Göttern stiehlt sie, als Göttin der Weisheit und des Lehrens, das Alphabet. Im Text werden diese Motive aufgegriffen. Erzählt wird die Geschichte einer mit ihrer eigenen Angst kämpfenden Frau, die hilflos gegen ihre eigenen Gefühle ist. Innerlich verliert sie ihr früheres Ich als Kind dargestellt. Sie zerbricht an einer Liebe, einer Situation und lässt einen Teil von sich abgespalten zurück.

Maria ist die heute wohl bekannteste Figur der sieben Göttinnen. Im Christentum ist sie im engeren Sinne nicht als Göttin zu verstehen sondern als die Mutter Gottes. Sie vereint jedoch viele matriachale Göttinnen in den Mythen und Erzählungen, die sich um sie ranken. Hier ließe sich zum Beispiel die ägyptische Isis nennen, die ihren Sohn Horus gebärt. Die patriarchalen christlichen Strukturen ließen in den vergangenen Jahrhunderten die Vorstellung der Empfängnis auf üblichem Wege nicht zu, sodass die Empfängnis bei Maria sich über ihr Ohr vorgestellt wurde, indem der Samen Gottes durch eine heilige Lilie in den Gehörgang Marias geträufelt wurde. Häufig ist die Maria in einer Mandorla dargestellt, einer mandelförmigen Aura, von der sie umgeben wird. In diesem Text ist Maria als hilflose, dem Mann

unterlegene Frau dargestellt. In ihr finden sich die patriarchalen Strukturen einer einzigen Liebe, die sie nicht loslassen kann, die gleichzeitig sie aber auch zerstört, wieder. Maria erweist sich als Koabhängige in einer von Dominanz und Kälte des Partners geprägten Liebe. Ein anderer Mann kommt jedoch nicht in Frage. Und so leidet sie unter den patriarchalen, narzisstisch geprägten Strukturen ihrer Beziehung, findet keinen Zugang mehr zu sich selbst und zu ihrem Kind.

Ceridwen ist eine keltisch-walisische Göttin des Todes und der Wiedergeburt. Sie steht für Transformation und die typische Darstellung, in der sie in einem Kessel rührt, weist auf die Veränderung hin, die sie zusammenbraut. Ist sie aus heutiger Sicht zunächst als dunkle Göttin empfunden, so vereint sie doch den Aspekt, dass Altes erst weichen muss, wenn neues ins Leben kommen soll. Sie selbst ist weise und kann ihre Gestalt wandeln. Sie lehrt vor allem, dass nur die Veränderung beständig bleibt. Einer ihrer bekanntesten Mythen erzählt, dass sie eine wunderschöne Tochter und einen unglaublich hässlichen Sohn gebärt. Aus Mitleid mit ihrem Sohn beschließt sie, ihm einen Zaubertrank zu brauen, der ihm alle Weisheit und Inspiration schenkt. Dieser Zaubertrank muss stetig gerührt werden und braucht ein Jahr und einen Tag, um fertig gestellt zu werden. Hierzu benötigt sie einen Gehilfen. Sie verbietet diesen vom Trank zu kosten, jedoch fallen ihm während des Rührens drei Tropfen auf seine Haut, und er leckt diese instinktiv ab. Sofort geht der Zauber auf ihn über. Er wird weise und kann auch wie die Göttin seine Gestalt wandeln. Die erzürnte Göttin jagt ihn, und er wandelt seine Gestalt, um ihr zu entkommen, jedoch transformiert sie sich auch. Am Ende wandelt sich der Gehilfe in ein Korn und sie in ein Huhn, dass das Korn aufpickt. Sie verspeist ihn und gebiert ihn neu. Eigentlich will sie ihn nun aus Strafe töten, jedoch ist sie so berührt von seiner Schönheit, dass sie ihn aussetzt, er gefunden wird, und er später einer der berühmtesten walisischen Barden wird.

Im alten Ägypten ist Bastet noch die wilde Löwengöttin dargestellt mit einem Löwenkopf. Im neuen Ägypten wird sie dann zur handzahmen, verspielten Katzengöttin, die vor allem fröhliche Aspekte wie

Ausgelassenheit und Feste feiern verkörpert. Katzen wurden in Ägypten sehr verehrt, und diese Göttin erfreute sich großer Beliebtheit. Sie ist die Tochter des Sonnengottes Re und wird auch häufig als Auge des Re bezeichnet. Zudem verteidigt sie ihren Vater gegen seine Feinde mit wilder Rache und vernichtet seinen schlimmsten Feind Apophis. In ihren dunklen Aspekten tritt sie auch oft als gewandelte Sachmet auf. Die Ägypter feierten vor allem Feste zu Ehren der Göttin in der Stadt Bubastis, die nach ihr benannt wurde. Im alten Ägypten waren die Frauen den Männern rechtlich nahezu gleichgestellt, was sich auch in der Verehrung zahlreicher weiblicher Göttinnen widerspiegelte.

Radha ist eine hinduistische Liebesgöttin der Leidenschaft und fröhlicher, reiner, verspielter Sexualität. Sie und Krishna stellen das Traumpaar schlechthin dar. Ihre ewig junge Liebe lässt sie als Einheit erscheinen. Oft werden sie mit einer Rose und ihrem Duft verglichen, so wie beides zusammengehört, gehört auch dieses Liebespaar zusammen. Die Göttin wird im Ausleben ihrer Sexualität keineswegs abgewertet. Im Gegenteil: eine besondere sexuelle Stellung – die Schlinge der Radha – ist bis heute bekannt. Als Kuhhirtin steht Radha auch dem heiligen Tier der Kuh nahe. Eine Sage erzählt, dass Krishna in einer Mondnacht sich vervielfältigt habe, um mit allen Milchmädchen zu tanzen und sich mit ihnen zu vereinigen. Radha durfte mit ihm selbst, die anderen mit seinem Spiegelbild tanzen. Diese Geschichte wird in der Kurzprosa aufgegriffen. Jedoch wird sie hier umgedeutet und die Göttin, welcher auch Eifersucht nachgesagt wird, fühlt sich aufgrund der Erfahrung des Liebesgelages Krishnas vollkommen traumatisiert. Ihr anfängliches Vertrauen, ihre naive natürliche Sexualität werden durch Krishnas Verlangen nach anderen Frauen zerstört. So zeigt die Kurzprosa, dass ihrer Weiblichkeit zwar eine natürliche Lust und leidenschaftliche Hingabe wesenhaft sind, die Göttin ihre Intimität jedoch als Ausdruck der einen, starken Liebe zu Krishna auslebt und versteht und Krishnas gelebte Liebe für alle Kuhhirtinnen zerstörerisch und entwertend auf die besondere Bindung wirkt.

Freya

Lieber Bruder, schau, wie der Wind mir durch die Kleider bläst. Ich quäle mich. Ich warte auf ihn. Ich warte nicht mehr. Wer kennt mich schon? Niemand. Er hat gesagt, er kommt gleich wieder. Er sagte, er gehe nur kurz, es würde etwas länger dauern, er hätte ein paar Freunde getroffen, sagte er und ich wartete und es wurde schon sieben und ich wartete weiter und es wurde acht, er kam nicht. Ich habe ihm nichts getan. Er sagte am Telefon, er müsse noch schnell zur Musikstunde und er hätte ein paar Freunde getroffen, er wolle dann gleich abends zu Hause sein. Ich wartete zu lange. Ich hatte geweint. Ins Wasser fielen goldene Tropfen, sie sanken hinab und leuchteten wie Bernstein. Ich bin schon lange nicht mehr vierzehn.

Wer so gewartet hat wie ich, wartet nicht mehr, nie mehr. Man kann nur einmal verlieren im Leben. Wenn man nicht ahnt. Ich durchstreife die Wälder. Ich schlafe hier und dort. Ich wache auf und sehe mich liegen. Ich liege noch da. Ich stehe auf und liege noch da. Etwas bleibt zurück. In jedem Bett bleibt etwas zurück. Ich warte nicht mehr, nie mehr. Er sagte, er käme etwas später und die Tropfen waren golden im Wasser. Sie schwammen nicht, die Tropfen waren zu schwer, sie sanken hinab. Wer einmal zu lange wartet, wartet nicht mehr. Nie mehr. Ich gehe durchs Gras. Einer nimmt mich mit, noch einer. Die Betten. Ich gehöre ihm. Er will mich nicht. Wer kann zurück durch die Zeit gehen an den Anfang?

Vielleicht warte ich immer noch in den Betten, dass einer aussieht wie er, dass einer riecht wie er, dass einer spricht wie er. Ich will nicht warten, ich warte nicht mehr, ich suche jetzt. Ein neues Versprechen. Dass einer nur mit dem Daumen streichelt, so wie er es getan hat, müheelos, unruhig, mit den Gedanken woanders. Dass jemand sagt, ich küsse zu vorsichtig, nur halbe Küsse, keine ganzen, jemand mir noch einmal diese Worte sagt und so zuhören kann, dass vielleicht ein anderer seinen Blick hat, den Blick, wie er konzentriert und der Welt fremd geworden in sich hineinschaut und doch aus sich heraus schaut. Denn die Augen sind ja gemacht, um aus sich heraus zu schauen, aber

der Blick sagt, ich schaue in mich hinein. Ich warte in den Betten, dass jemand schaut wie er.

Er sagte, er wolle kurz mit den Freunden reden, es würde etwas länger dauern. Ich warte, dass jemand noch einmal kommt, der so ist wie er, denn er kommt nicht mehr. Ich habe zu lange gewartet. Ich träume. Ich ziehe mir das Kleid des Falken an und stoße mich vom Boden ab, es trägt mich durch die Luft. Ich träume, dass ich zu ihm fliege, dass ich ihn noch einmal sehe, seine Hand in meiner liegt, dass wir nur einmal noch gemeinsam lachen. Wer will mich schon verstehen? Die Menschen sind klein. Sie atmen schnell. Sie lieben sich schnell. Sie trennen sich schnell. Vorbei. Ein Luftzug. Ich habe zu lange gewartet. Ich suche, vergebens.

Bruder. Wir lachen. Du sagst, du wüsstest und du kennst mich. Dann sagst du, du hättest eine kleine Schwester. Du kennst mich. Aber deine kleine Schwester wäre schon lange nicht mehr vierzehn. Und wir hören auf zu lachen. Wir sitzen im Flur, sind einfach runtergerutscht, haben uns sacken lassen auf den Boden. Damals. Dir tut jetzt alles weh. Du fragst, ob du mal allein sein könntest und du gehst ins Zimmer, schließt die Tür. Da war etwas, da war eine andere Zeit. Aber jetzt, jetzt tut sie weh, die Zeit. Ich habe dich berührt. Als ich dich berührte, schriest du vor Schmerz auf. Denn du warst es gewöhnt, nicht mehr berührt zu werden.

Wer kennt mich schon? Niemand. Ich suche die Männer ab nach Ähnlichkeiten. Wie eine Landkarte, ich male eine Karte. Dort wohnt der mit deiner Stimme, dort der mit deinem Blick. Dort wohnt der, der deinen Gang hat und der, der manchmal die gleichen Worte gebraucht, wohnt da. Ich will mir ein Gedächtnis schaffen. Mein Körper ist ein Gedächtnis, er sagt mir, wo ich gewesen bin. Ich lasse mich zurück. Ich teile mich auf. Ich durchstreife die Wälder. Die Tropfen fallen ins Wasser und sinken hinab. Unten auf dem Grund schimmern sie wie Bernstein. Ich warte nicht mehr. Ich will nicht verstanden werden, ich will vergessen können. Ich stelle auch keine Fragen mehr. Wer kennt mich schon? Niemand.

Rhiannon

Ich weiß noch, wie ich auf der Lichtung stand: Erhobenes Haupt, das weiße Pferd unter mir. Ich entglitt, als ich noch entgleiten konnte, ich löste mich auf im Nebel, als ich mich noch auflösen konnte, ich war nur Ahnung in dir. Ich war nichts als Nebel, schöner als in den Momenten der Berührung. Dein Wunsch mich zu halten, doch ich wusste, ich reite dir besser davon. Immer wieder das Spiel, wie du mich siehst, ich drehe mich um und gehe. Aus Angst. Du denkst aus Bosheit. Ich fühle das Pferd nicht unter mir. Das weiße Pferd. Verwunschen – wunschlos – glücklich. Die, die davon gleitet. Der helle Körper. Scheinend wie Wasserperlen in der Sonne.

Der Tag wird kommen, an dem ich allein am Rand sitze. Der Tag wird kommen, an dem ich von meinem Pferd absteige und in Lumpen durch die leeren Straßen streife. Ich werde auf meinem Rücken die Menschen tragen. Ich werde alles ertragen. Wie sehr wirst du mich quälen, wenn ich nicht mehr gehen kann?

„Rhiannon“, sagst du, „ich werde dich immer lieben. Ich werde immer nur das Mädchen in dir sehen, dass da sitzt auf einem weißen Pferd und das davon reitet in leichtem Trab und ich galoppiere. Im leichten Trab bist du doch immer vor mir. Du bleibst die Schnellere, die Schöneren, die aus Wasser und Wind, die sich kaum vom Nebel abzeichnet, mit verwischter Gestalt. Mir wird wieder der Schweiß in die Augen laufen. Wieder wird mein Pferd aufgeben. Wieder kehre ich um und erkenne deine Größe.“ „Nein“, sage ich. „Wenn ich zu lange da bin, wenn ich ganz Fleisch bin, wenn ich fast schon du geworden bin, um dir zu gefallen, dann wirst du mich nicht mehr sehen. Und du wirst mir nicht mehr glauben.“

„Bitte, warte!“, rufst du und hetzt dein Pferd und gibst ihm die Sporen. Das Tier bäumt sich auf, die großen Augen. Es kann nicht mehr, du hetzt es weiter, du rufst und rufst nach mir. Noch ist es leicht zu entgleiten. Die Angst weht mich fort. „Rhiannon“, rufst du, „bitte!“ Ich glaube dir nicht. Ich höre dich nicht. Unter mir der weiße Rücken und leise knacken die Äste. Weich und sicher lasse ich mich treiben.

„Bitte lauf nicht weg!“ Es ist der erste Stich, wie du es sagst, so als würdest du mich allem entreißen können. Einen Moment glaube ich, dass du mir nicht wehtust, dass du weißt, was du tust, dass du mich bewahren kannst vor mir.

Ich reiße diesen kleinen Moment mit aller Kraft heraus. Ich packe ihn an der Wurzel und reiße ihn heraus, solange ich noch kann. Du holst mich nicht ein. Rache. Meine Wut lässt mich aufrecht reiten auf dem weißen Pferd, meine Wut ist weiß und rein. Reine Wut, reine Angst, die mich bewahren. Nein, du bist genauso, schlimmer als die anderen, und ich verlangsame und ich lache innerlich auf, wie sehr du dich mühest, und versuche dich zu vergessen. Es ist besser so.

Meine Wut ist ein weißes Pferd, sie trägt mich durch die Wälder, meine Wunden sind sich öffnende Blüten bei Nacht, ich höre dich nicht, ich lasse meine Angst frei, ein heller Nebel, der sich in die Gräser legt zum Schlafen. Ich bin schön. „Rhiannon“, rufst du und du gibst deinem Tier die Sporen, ich entgleite dir. „Rhiannon!“ Ich streiche über das weiße Fell und wie die Blätter rascheln. Ich habe gelebt, ich entwinde deinen Blicken. Wozu? Und bleibt mein Pferd auch stehen, um einmal von den Gräsern zu kosten, du holst mich nicht ein. Ein ewiges Bild. Ich möchte dir ein ewiges Bild sein. Ich möchte schweigen.

Du wirst mich packen, du wirst mir das Pferd nehmen, du wirst die Blüten eine nach der anderen pflücken, in die Gräser legst du dich zu mir, dass der Nebel unter deinen Gliedern flüchtet, du wirst mich ganz einnehmen, holst du mich einmal nur ein. Ich glaube deinen dahingeworfenen Worten, denn du glaubst sie auch, aber die Zeit dauert lang. Und wenn du dich in mich eingegraben hast, kannst du mich nicht mehr erkennen, du wirst das Pferd vergessen, nein, widersprich nicht, du wirst dich kaum noch erinnern. Unser Anfang wird zu einer fremden Geschichte, die dir jemand erzählt hat im Vorübergehen, bis du mich ganz vergisst. Du wirst mich vergessen und wie du jetzt nach mir schreist, wirst du später mich nicht mehr erkennen.

Aife

A steht für Aife. Ich bin das A. Ich bin der Anfang. Ich bin Aife. Ich wurde vergessen, das A wurde vergessen, der Anfang wurde vergessen. Ich habe mich verloren. Ich hielt ein Mädchen fest mit beiden Händen, ich hielt es eine lange Zeit, dann rissen es die Fluten davon, ich sah nur noch Wasser, immer neue Wellen und mit dem Blick auf das immer neu kommende Wasser, wusste ich: Das Mädchen war ich auch. Ich habe mich vergessen, ich habe losgelassen, ich habe mich verloren. Ich war die Frau, die losließ, ich war das Mädchen in den Wellen. Die Wellen kamen, es kamen immer neue. Ich bin Aife.

Ich schlief noch und sah die Käfer auf mir hocken. Ihre Füße hielten an mir fest. Ich wusste, es war meine Angst, ich wusste, ich musste aufstehen, wach werden, ich musste nach draußen gehen und kämpfen. Ich konnte nicht ewig hier liegen bleiben. Die Käfer waren schwarz und so groß, dass einer von ihnen mein ganzes Gesicht verdeckte. Ich musste aufstehen, aber mein Leib schlief unter dem Getier. Ein ewiger Schlaf. Ich konnte mich nicht wecken. Endlich kroch ich in diesen meinen Leib hinein und hob ihn auf. Die Käfer bewegten sich nicht von mir. Sie blieben auf mir hocken. Ihre kleinen Füße krallten sich ins Fleisch ohne Schmerz. Mein Leib verweste langsam unter ihrer Last. Ein süßer, fauliger Geruch.

Die Sonne schien, der Himmel hatte ein ausgewaschenes Blau, dass noch die Straßen heiß waren davon. Alles lebte. Nur ich war voller Angst. Ich ging und blieb doch, wo ich war. Mein Ort war mein Leib. Ich hatte mich verloren. Die kleinen Füße wollten nicht loslassen. Ich nahm den Speer. Ich ging ans Wasser. Ich sah, wie die Wellen kamen. Es kamen immer neue. Sonst sah ich nichts mehr.

Als er kam und ich es nicht verhindern konnte. Der Schaum auf den Wellen. Als er blieb und ich es nicht verhindern konnte. Das Wasser verdunkelte sich, ich sah mein zittriges Selbst. Als er ging und ich es nicht verhindern konnte. Ich lief und lief und sah mich laufen. Der Speer fiel in den Sand. Ich hatte mich verloren. Ich sah die dunklen

Augen vor mir. Die Augen eines großen Kindes. Kinder sind es, die den Käfern ihre Flügel brechen. A steht für Aife. Wer A sagt, muss auch B sagen. Das A und O. ABC, die Katze lief im Schnee. Ich summt ein Lied. Es musste weitergehen. Ich musste weitergehen. Ich ging ins Wasser.

Er wollte mich töten. Spielend nahm er das Kissen und verdeckte mir das Gesicht. Er lachte. Er wollte mir Angst machen. Ich hatte aber keine Angst vor dem Tod, ich hatte Angst zu leben. Er verstand mich nicht. Er dachte, ich wäre mutig, ich aber war feige. Er mochte nicht mit Zunge küssen. Er gab mir halbe Küsse. Also küsste ich ohne. Ich küsste ihm jedes Wort von den Lippen, bis er verstummte. Die Käfer summten müde über den Wellen, ein ungewisser Schwarm, sie hatten mich verloren. Ich nahm ihm die Sprache. Ich glitt tiefer. Sein Schweigen gehörte mir. Ich nahm ihm seinen Namen. Sein Name gehörte mir. Stumm wie ein Fisch ging er davon, unerkant. Die Käfer waren unter der Sonne hell geworden und ihre Flügel summten um mich. Der Speer lag im Sand. Alles lebte. Ich war die Frau, die losließ, ich war das Mädchen, das in den Wellen verschwand. Eine Zeit lang hatte ich festgehalten. Ich sah den Schwarm der Käfer aufsteigen. A steht für Aife. Ich bin das A. Ich bin der Anfang. Ich bin Aife.

Maria

Ich kenne mich gar nicht mehr. Die Leute sagen, vielleicht ist er nicht der Richtige, Maria. Wenn es nicht klappt, Maria, dann versuch es doch noch mal neu. Lass ihn und geh einfach. Sie sagen das, aber sie haben ihm nicht alles gegeben. Sie haben ihm nicht den Mantel gegeben mit den Sternen drauf. Ich wurde ganz klein und bin verschwunden. Wenn keiner da ist, wer soll denn dann noch gehen? Und wohin denn? Wenn ich jung wäre und groß, eine Göttin. Alle sagen: Mensch Maria, du bist naiv! Du musst jetzt gehen, sonst tut er dir nur noch mehr weh. Wach auf! Das haben sie mir gesagt. Aber ich habe ja das Kind. Ich kann nicht gehen. Er hat zu mir gesagt, Maria, das ist unser Kind. Und wenn du mich wirklich liebst, schau mich an mit deinen Mandelaugen, ja genau, wenn du mich wirklich liebst, dann wirst du diesem Kind alles geben, was du hast. Hörst du? Du wirst es lieben und alles tun, denn es ist unser Kind. Das habe ich getan für ihn. Ich habe alles gegeben. Die Nächte, in denen ich wach lag, die Angst um das Kind. Ich habe auf keinen anderen gehört. Josef wusste, was er tat. Er hatte diese wachen Augen. Er packte mich und sagte mir das immer wieder: Es ist unser Kind, Maria. Seine Finger krallten sich so fest, dass sie mir weh taten.

Und irgendwann war da keiner mehr, der versucht hätte, mir gut zuzureden. Dann war es endlich aus mit ihrem dummen Gerede. Meine kalten Hände, wenn ich sie ihm um die Schulter lege. Er ist gar nicht bei mir. Warum fühlt er nicht wie ich? Er ist eben so und bleibt so, das haben mir die Leute gesagt, als sie noch mit mir gesprochen haben. Jetzt schweigen sie.

Die ganzen Jahre waren doch nicht einfach umsonst. Was soll ich denn noch tun? Da muss es doch eine Lösung geben. Er glaubt mir nicht. Vielleicht wird es ja noch einmal. Ich weiß, er muss es begreifen, dass es nur ihn gab, immer nur ihn... dann ... aber er begreift es nicht. Diese Jahre, die ich um uns gekämpft habe, diese Jahre, die waren nicht einfach umsonst. Er ist doch wie ich, er ist in

mir, in meinen Gedanken. Mit ihm stehe ich auf, mit ihm gehe ich zu Bett, ich habe nur eine Liebe. Ich warte, bis er mir glaubt. Einmal kommt er dann zurück.

Er schließt die Tür auf und legt sich zu mir ins Bett und dann einmal wird er mich verstehen, wir werden zusammen lachen, wie damals, und alles wird wieder so sein, wie es war, nur viel schöner. Er wird mich wieder abholen, auf der Mauer wird er sitzen mit seinem verschmitzten Lächeln und mich bei der Hand nehmen. Er wird mich mitnehmen und wir werden fliegen durch den dunstigen Himmel, die sich kräuselnden Wolken. Er wird sein Kind anschauen und ihm über den Kopf streicheln. Ich weiß es. Auf diesen Moment warte ich. Was sagen schon die Leute, was wissen die schon von uns beiden. Er hat mich vergessen. Irgendwann wird er mich sehen. Er braucht mich doch. Wenn er sich dann zu mir setzt, wird er warm sein, seine Hände liegen dann auf mir, wie zwei weiche warme Tiere.

Er wird mich wieder ansehen, wie damals, mich hochnehmen und aufs Bett tragen. Als wäre ich eine Göttin. Er wird meine Wange berühren mit einem Finger und eine Träne wird er von der Haut tupfen, wie damals. Diese Zeit, warum hat er sie vergessen? Er kann sie nicht vergessen haben. Er glaubt mir nur nicht mehr. Und darauf warte ich: dass er mir einmal glaubt und sich erinnert. Ich weiß, dass er mich liebt, was wollen schon die Leute. Sie sagen, Maria, du fieberst ja. Aber ich bin nicht krank. Ich liebe einfach. Was wird aus dem Kind, wenn ich gehe? Wie er mich berührt hat, als wäre ich eine Göttin. Ich war seine Göttin. Mein Mantel lag auf dem Sofa. Ich hatte das Mondlicht unter meinen Füßen. Und was noch? Er ist nicht kalt, er ist gerade nicht er selbst. Das ist nicht einfach nur Liebe, das zwischen uns. Es gibt ja Zeichen und Boten. Ich lese die Zeichen und er auch. Das sind doch keine Geister, die zu uns kamen. Das waren Engel. Stimmen aus anderen Welten. Da gibt es etwas, da spricht etwas zu mir. Es ist der Richtige. Sonst wären die Jahre ganz umsonst. Unmöglich.

Die Leute haben Angst vor ihm. Sie sehen sich an, wenn wir vorbeigehen, und nicken. Wie sich die Finger in meine Schultern krallen, das Kind, Maria, denk an das Kind! Er wird mich wieder

abholen und dann wird er mich hochheben und mir die Träne von der Wange tupfen. Es stimmt nicht, was sie sagen. Ich kann nicht gehen. Jetzt, wo doch alles um mich flüstert. Es sind Engel, keine Geister. Es gibt nur ihn. Und das Kind braucht ja einen Vater. Ich war einmal seine Göttin und das bleibt. Die Leute, sie kennen diesen Schmerz nicht, den Schmerz des Wartens. Jede Nacht bin ich allein, allein mit ihm. Die Vase mit den Lilien. Ich lausche in die Stille. Es ist so kalt. Schon schreit das Kind. Ich warte noch, eines Tages da kommt der Moment, wo er mich aufhebt und ich seine Göttin bin. Es gibt nur ihn. Ich habe so viel gegeben. Er braucht mich doch. Diese Geister. Ich kann mein Gesicht nicht im Spiegel sehen. Ich habe Angst, nicht da zu sein, dass jemand anders mich anschaut. Sind es meine Mandelaugen? Da ist noch wer. Jemand anders blickt mich aus dem Spiegel an. Ich bin nicht mehr hier. Geflüster. Es sind die Engel. Ich habe die Engel gesehen. Es ist so kalt, dass ich meinen Atem sehen kann. Josef liegt dort im Bett. Ich weiß, in ihm ist ein Junge, ein kleiner Junge, der weggelaufen ist, aber er kommt zurück. Er erinnert sich und dann glaubt er mir. Dass er hier so liegen kann und nichts bemerkt? Diese Kälte, das ist er gar nicht. Er ist ganz anders. Er braucht mich. Sie haben gesagt, Maria du fieberst ja. Aber das kann gar nicht sein, es ist doch so kalt. Ich schaue besser nicht mehr in den Spiegel. Ich habe Angst. Wenn ich zum Kind gehe, dann knackt alles im Raum. Der Boden knirscht und die Balken knacken. Es sind die Stimmen der Engel.

Irgendwann wird er mich erkennen. Dann ist es endlich wieder so wie früher. Sie schweigen. Er geht nicht zu anderen. So ist er nicht. Ein anderer Mann, das wäre doch Verrat. Ich bin verschwunden. Nur die Dielen knirschen. Wenn er hineinschaut, werde ich im Spiegel hinter ihm stehen. Ich werde überall sein, bei ihm, beim Kind, flüchtig werde ich sein und nur wenn er warm ist und mir glaubt, will ich mich zu ihm legen. Wenn er kalt ist, so wie jetzt, dann ziehe ich mich in die Ecken zurück. Ich bin in den Ecken, bin verflogen. Bin endlich ganz weg, bin in die Wände gegangen. Überall die Engel. Und ich dann auch. Die ganzen Jahre, die ganzen dunklen Jahre. Die waren doch nicht einfach so umsonst? Nein, nein. Die Leute wissen ja gar nicht

... verstehen gar nicht. Ich habe nur einmal geliebt. Eine Melodie. Wie wir da auf dem Bett saßen und er gibt mir den Hörer, wir hören beide seine Melodie. Jeder ein Hörer im Ohr, eine Blüte, die aufgeht im Ohr. Eine Lilie. Ich summe leise mit. Er ist verwunschen. Irgendwann, da wird es wieder so sein, dass er mir glaubt, er ist nur weggelaufen, er kommt zurück.

Cerridwen

Ich bin Cerridwen. Ich töte dich mit dem ersten Augenaufschlag. Ich verbrenne alles Dagewesene, nichts lasse ich dir, ich reiße dich auf und schneide Wunden in dich, die du vorher nicht kanntest. Ich lasse dir keine Ruhe. Bis du auf einmal im Fieber taumelnd dich ergibst, dem Unaufhaltsamen, bis du anfängst zu verstehen, bis die Zeit gekommen ist, die Kleider abzulegen und die Wunden das Alte niederbrennen, bis die Wunden ein Feuer werden, dass dich wärmt und du siehst, dass alles vorher tot war, alles überflüssig. Ich jage dich solange, bis du der wirst, der du bist, bis ich dich ganz verschlinge und du in mir bist. Erst dann werde ich ruhen. Dann kommt die Inspiration, leicht, ohne Gewicht, dann kommt die Geburt. Du wirst geboren, du kommst zur Welt, du kommst in meine Welt. Alles ist Freude und Sonnenglanz. Du siehst dich an und weißt nicht mehr, wer du vorher gewesen bist, du weißt nichts mehr, verstehst nichts mehr von der alten Zeit, denn jetzt sind die Schatten von dir gerissen, jetzt, wo du alles erkennst, kannst du nicht mehr zurück ins dumpfe träge Treiben. Jetzt bist du angekommen im Moment und ich nehme dich endlich an. Mit offenen Armen empfangen ich dich. Ich bin Cerridwen. Ich bin unaufhaltsam, ein Strom, der durchbricht in dir und alles mitreißt, ich sehe dich, denn du bist in mir, du kannst mir nicht entfliehen. Ich nehme dir allen Schutz, du brauchst ihn nicht mehr, du stirbst solange, bis du dich wandelst und jede deiner Wandlungen ist eine Ankunft, dein Weg muss beschritten werden, stehen bleiben ist Schmerz. Drei Tropfen sind auf dich gefallen. Dieses Band ist nicht zu lösen. Du hast aus mir getrunken ohne Ahnung. Jetzt gibt es kein Zurück. Alles hetzt dich. Ich bin ein Tier, ich bin solange Tier, bis du auch Tier werden musst, ich bin solange Angst, bis du deine Ängste überwindest, ich bin solange Schmerz, bis du deinen Schmerz wie ein Kind in den Schlaf wiegst, bis du ihn annimmst. Ich reiße an dir und schrecke vor nichts zurück. Ich komme gewaltsam mit ungekannter Kraft. Ich spreche solange in einer fremden Sprache mit dir, bis du sie verstehst, alles, was du nicht mehr sehen wolltest, was tot war und zu schmerzlich, um es anzuschauen, halte ich dir vor Augen. Ich quäle

dich erbarmungslos. Ich schone dich nicht. Denn du brauchst mich, du musst geopfert werden, musst alles opfern, um neu aus dem Feuer zu treten. Und wenn du neu geboren bist, dann bist du mir gleich. Dann erst ruhst du in dir selbst voll ungeahnter Kraft. Dann stehst du im Zentrum des Orkans und alle Winde gehorchen deinem Ruf und die Erde bebt unter dir und die Himmel schauen auf dich und das Wasser bewegt sich mit deiner Hand und das Feuer kannst du entfachen mit einem Blick. Denn alles trägst du in dir, aber du bist zu schwach, um es zu tragen. Ich treibe dich in dich selbst hinein, in deine Abgründe, in deine schwersten Tiefen und dann, wenn du bereit bist, zu jedem Zeitpunkt dich in den Abgrund zu werfen, erst dann werden deine Füße leicht und sicher über den Abgrund gehen. Ich bin das Ende und der Anfang. Ich erwarte dich.

Bastet

Große bunte Perlen will ich haben, Tücher in allen Farben, blau, rot und gelb, und mein herrlichstes Kleid, weißer als der Sand unter der Sonne! Heute wird gefeiert. Lautlos wie eine Katze schleiche ich mich hinunter und nasche einmal hiervon und einmal davon, Köstlichkeiten. Dann strecke ich mich auf dem Boden aus und schmiege mich schnurrend in die Kissen hinein. Draußen stehen schon die vielen Kübel mit Blüten. Es duftet nach Lotus und Jasmin, die Wärme des Tages hängt noch über der Stadt. Heute Abend steigt das Fest. Die ersten Harfenklänge höre ich schon. Ich stehe auf, setze mich an den Tisch und tusche mir die Augen, riesige, strahlende Augen habe ich, Katzenaugen. Den Lidstrich ziehe ich ganz nach hinten, ich fühle den Pinsel auf der Haut entlanggleiten. Meine Lider smaragdgrün. Ich streiche mir Myrrhe und Lavendel über Hals und Arme. Zu drei Seiten lege ich mir das Haar und flechte Bänder und Blüten hinein. Links und rechts lasse ich die Strähnen über die Schultern fallen. Mein Herz pocht. Ich fühle den Duft auf der Haut, die Öle. Alles muss stimmen. Endlich fertig.

Ich eile in die Abenddämmerung hinaus, da sind Nesrin und Sarah, alle sind gekommen. Wir umarmen uns. Sie ziehen mich mit, die Menschen sind alle schon längst auf der Straße, der Umzug hat begonnen, wir eilen hinterher. Wir schließen uns den großen Wagen voller Blumen an. Auf den Wagen wiegen sich Flötenspieler und winken allen zu. Immer wieder werfen sie mit Blütenblättern oder klatschen in die Hände. Die Blüten sind in Kübeln und Gefäßen aufgesteckt. An den Rändern der Wagen brennen Fackeln.

Langsam geht die Sonne unter. Ich bin die Katze, in meinen Augen der Glanz. Eine warme Brise zieht vorüber, ich lasse mich treiben. Wieder die Harfe. Dann der Harfenspieler. Was für ein Mann. Ich tanze mich zu ihm hindurch, tanze zu der Harfe. Er zupft und zupft und ich wiege mich in den Klängen. Wie heißt du, ruft er mir entgegen. Bastet! Mir wird ganz heiß. Seine Augen lachen. Meine Füße springen herum, die anderen werfen Blütenblätter über uns. Ich

singe mit ihnen. Er hört auf zu spielen und legt die Harfe beiseite. Mein Körper wiegt sich noch weiter, kommt gar nicht zur Ruhe. Er nähert sich vorsichtig, unsichere Schritte, Lächeln. Dann steht er vor mir. Unsere Augen. Er schaut in das eine erst, dann in das andere. Die Sonne strahlt dir aus den Augen, sagt er. Ja, ich beschütze die Sonne, meine Augen lassen die Sonne auch bei Nacht scheinen, sage ich. Wie recht du hast! Seine Hand streift wie zufällig über mein Kleid.

Ich greife nach ihr. Dann halten wir uns fest. Ich ziehe ihn ein bisschen zu mir heran. Er riecht gut. Dann lege ich meinen Kopf auf seine Brust. Er nimmt mich in die Arme, wir stehen da und wiegen uns zu den Gesängen ein wenig hin und her. Die Leute klatschen und tanzen. Wir haben uns gefunden. Er streichelt mir über das Haar. Hast du dir das Haar gemacht, Bastet, sagt er. Sein warmer Blick. Er riecht an meinem Haar, riecht sich langsam an meinem Hals entlang. Bastet, flüstert er mir ins Ohr. Bastet, noch einmal. Göttliche, sonnenhelle Bastet. Ich freue mich schon so auf ihn. Wieder schauen wir uns an, dann endlich küsst er mich. Er legt seine Lippen behutsam auf meine und öffnet seinen Mund leicht, wir holen gemeinsam Luft. Ich lächle. Dann ganz langsam küssen sich unsere Lippen, wir wiegen uns weiter in den Gesängen, Blüten regnen auf uns herab. Erst jetzt traut sich meine Zunge die seine zu suchen. Ich koste behutsam von ihm. Wie er mir schmeckt. Meine Hände verfangen sich in seinen dunklen Locken. Wir tänzeln umeinander herum, kennen wir uns doch gar nicht. Und doch öffnen sich endlich unsere Münder und schließen sich unsere Augen. Jetzt tasten unsere Zungen umher, ziehen sich wieder zurück, umgarnen sich erneut. Seine Hände krabbeln fast unschuldig zu meinem Po, ganz lieb streicheln sie ihn. Er hält mich. Ungeahnte Schauer fließen mir über den Rücken und ich fühle mein Herz schlagen in meiner Brust. Verschlingen wir uns langsam, verfangen uns ineinander. Schon liegen wir im Sand. Er sagt, komm mit und ich gehe mit ihm, kichernd wie Kinder, die miteinander spielen, laufen wir hinunter zum Ufer. Dort sind wir ungestört. Die Gesänge werden leiser. Ist dir kalt, fragt er. Ich heiße Yunes. Yunes wartet die Antwort nicht ab. Im Schilf ist eine verdeckte Stelle. Dort fallen wir

übereinander her. Er legt mir zärtlich ein Tuch hin, dass ich sanft im warmen Sand liege. Seine Hände gleiten über meine Haut. Yunes ist ganz scheu. Wie rein seine Liebe ist. Er schaut mich immer wieder an und bedeckt meine Brüste mit stillen, andächtigen Küssen, als würde er zu ihnen beten. Bastet, flüstert er. Du bist eine Göttin. Das mag sein, aber vor allem bin ich eine Katze, schnurre ich zufrieden. Er traut sich nicht weiter. Ich darf bestimmen. Ich spiele ein bisschen mit ihm, bis er vor Lust vor meinen Augen vergeht, dann erst lasse ich ihn in mich hinein. Unsere Körper wiegen sich, sie glänzen hell in der Nacht. Auf diesen Augenblick habe ich gewartet. Wie er sich in mir bewegt. Zwischen den Beinen zuckt es vor Freude. Dann fallen wir voneinander ab. Ich lächle zufrieden. Yunes umschließt mich müde. In mir ist es ganz warm, ich fühle sogar meinen Puls in meiner kleinen Höhle pochen. Yunes hält mich noch lange fest und ich träume von seinen unschuldigen Küssen.

Radha

Radha, dein Haar riecht nach Mandarinen, sagt er und spielt mit einer Locke. Mein goldenes Haar. Ihm wächst es bis zum Nabel in einer dünnen Linie. Meine Beine – eine Schlinge um ihn. Nein, er kommt mir nicht davon. Wir wiegen uns. Wir liegen ineinander. Spielen wir fangen, Krishna? Krishna versteckt mir die Kleider, wenn ich aus dem Fluss steige. Er nimmt meine Beine hoch und ich laufe auf den Armen weiter. Dann trägt er mich auf den Schultern umher. Wir lachen. Ich singe ein Lied. Ich singe das Lied der Kuhhirtinnen. Wir tanzen und er ruft mir zu, ich soll singen zu unserem Tanz, ich trällere herum, drehe mich im Wind, wie die Kleider fliegen. Er verneigt sich, sehr galant, Herr Krishna, ich mache einen kleinen Knicks. Er greift mir unter den Rock, nein, nein Krishna, so was macht ein feiner Herr nicht. Er kichert. Ich greife ihm in die Hose. Nein, nein Radha, so was macht eine feine Dame nicht! Ich bin keine feine Dame, rutscht es mir heraus. Krishna nimmt mich plötzlich in die Arme, er schaut ganz ernst. Radha! Radha, flüstert er besorgt. Du bist meine Göttin. Wie er das sagen kann. Ich schwebe. Er küsst mich, ganz ernst küsst er mich. Radha, wenn ich eine Rose bin, dann bist du ihr Duft. Wir sind eins und nicht zu trennen. Wie wir abends im Heu liegen in der dunklen Scheune. Meine Finger spazieren seinen Bauch entlang. Ein Finger und noch ein Finger, Tip tap, tipl, tap. Krishna ist kitzelig. Winzige Beine. Die Amita, deine Freundin, hat glattes schwarzes Haar. Ich nicke. Schönes Haar, meint Krishna ganz versunken.

Nachts will Krishna alle Kuhhirtinnen sehen. Alle meine Freundinnen. Tanzen will er. Wir schleichen uns davon, unsere Männer schlafen. Die Lichtung ist so hell vom Mond als wäre es Tag. Alle sind gekommen. Selbst Mira ist gekommen, der hätte ich es nicht zugetraut. Sie ist doch ganz verliebt in ihren Mann. Ich sitze auf einem Stein. Ganz starr bin ich und sehe Krishna tanzen. Sehe ihn mit jeder tanzen. Alle nacheinander. Sie schmiegen sich an ihn, er küsst die eine, dann die andere. Ich bekomme kaum Luft. Mit Amita sackt er langsam zu Boden. Er schiebt ihre Kleider beiseite. Krishna. Jetzt ist

er in ihr. Ich merke gar nicht, dass ich weine. Keine sieht es. Wie Amitas Haar wohl riechen mag? Mich überkommt ein Zittern, die Zähne klappern aufeinander. Krishna ist nicht da. Wo bist du, Krishna, willst du mich nicht in den Arm nehmen? Ich habe große Angst. Wo hast du dich verkrochen? Spielst du verstecken mit mir? Dort liegt einer, der aussieht wie er. Er stöhnt. Er liegt schon auf der nächsten. Die anderen um ihn. Warum ist es so kalt? Eben schien doch noch der Mond ganz hell. Meine Finger laufen über mein Kleid, ich summe leise das Lied der Kuhhirtinnen. Tip tap, tipl tap. Winzige Beine, die über den Stein laufen. Das Kleid ist nass geweint. So was macht eine feine Dame nicht. Meine goldenen Locken sind dunkel geworden. Wolken sind aufgezogen. Plötzlich wird es still. Ich beiße mir in die Hand, der Schmerz beruhigt. Ich bin noch da. Alles ist taub. Mir summen die Ohren. Die Frauen stehen auf, eine nach der anderen geht. Sie lachen. Krishna kommt zu mir. Grinsend und verschwitzt. Hey, wo warst du denn? Ich bekomme die Lippen nicht auseinander. Stehe schweigend vor ihm. Er greift mich, ich schüttle ihn ab. Er will mich küssen, ich beiße zu. Krishna lässt mich los. Radha, ruft er. Ich laufe, so schnell ich kann.

Früh ist es hell, ein frischer Morgen. Wir gehen alle zum Fluss und baden uns. Meine Haut wird rot vom vielen Waschen. Mira sagt, Radha lass gut sein, du bist jetzt sauber. Mira hat es nicht getan mit ihm. Sie nimmt meine Hand. Er ist ein Gott, Radha. So einen hast du nicht allein. Die Frauen schauen auf. Da steht er schon am Ufer und winkt lachend. Er schnappt unsere Kleider. Mira seufzt. Ich bekomme wieder Angst und fange an zu weinen. Amita springt als erste nackt aus dem Wasser. Die Frauen kichernd hinter ihm her. Mira bleibt bei mir, sie hält mich ganz fest. Ich pass auf dich auf, Radha, sagt sie. Das Wasser läuft mir aus den Augen, es läuft in den Fluss hinein. Der Fluss wäscht das Herz rein, erzählen sich die Alten aus dem Dorf. Er wäscht mir das Herz. Er wäscht Krishna aus dem Herzen heraus. Er wäscht mein Singen heraus und mein Tanzen, meine Beine, die sich um ihn schlingen, alles fließt in den Fluss hinein und von da fließt es weiter und trägt es zu einem anderen Ufer. Mira hält mir die Hand. Die Frauen kommen zurück. Sie haben die Kleider und halten sie

fröhlich nach oben. Amita legt mir mein Kleid hin und wendet sich ab. Ich ziehe mich langsam an. Mein Körper brennt vom vielen Waschen. Lange sitze ich noch da und schaue in den Fluss, da sind die anderen schon gegangen. Mira ist noch da. Wir stehen irgendwann auf und gehen zu den Kühen. Mira singt das Lied der Kuhhirtinnen. Komm, sagt sie und fasst mich bei der Hand. Die Kühe sehen mich und laufen mir entgegen. Sie sind ganz warm und weich. Hier will ich bleiben auf der Wiese mit den Kühen und mit Mira. Mein Kleid ist auch wieder trocken. Der Fluss hat mir das Herz gewaschen. Er wäscht es jeden Morgen. Kein Platz für Krishna. Krishna fließt ins Wasser zu einem neuen Ufer. Ganz weit weg. Meine Locken sind wieder golden in der Sonne. Sie glänzen.

Sie. Er. Ein Abend.

Er erzählt ihr von seiner Wohnung. Er sagt, er liegt im Bett und da ist ein Geräusch, ein ständiges Brummen, nie ist es still. Sie sagt, das würde sie nicht ertragen. Er sagt nichts dazu. Sie sagt, sie kenne jemanden, der mit Ohrenstöpseln schläft und sich das Handy ums Bein bindet als Wecker, die Vibration fühlen und dann aufstehen. Er lacht. Sie schaut ihn von der Seite an. Dann sagt er, er müsse gehen, er hätte doch auch ein Privatleben und müsse sich noch ein Stück Butter kaufen und keine Butter zu Hause, das ginge nicht. Sie hat oft keine Butter da und wenn sie welche hat, wird sie schlecht. Es gibt so eine Butter, die ist ganz klein, da hat sie Hoffnung, dass sie die schafft. Sie kann sich aber nicht erinnern, wann sie mal eine Butter aufgegessen hätte.

Er geht nicht. Sein Ellenbogen liegt auf der Stuhllehne und ihr Ellenbogen liegt daneben. Sie atmet tief durch. Er sagt, sie solle sich noch was zu trinken bestellen. Das tut sie. Jetzt hat er auch die zweite Hälfte des Fußballspiels verpasst. Aber er ist nicht böse deswegen. Ihm fällt nichts mehr ein. Er schaut sie von der Seite an. Dann sagt er, er habe sich das Störgeräusch staatlich anerkennen lassen. Da kamen Leute mit Messgeräten, aber seine eigenen Geräte haben das Geräusch viel genauer messen können und die Leute sahen ein wenig hilflos aus. Jetzt ist es anerkannt, das Geräusch, und das ist ein erster Schritt. Er hat viele Geräte zu Hause. Sie überlegt, ob er allein wohnt und entscheidet sich für ja. Er überlegt, ob seine Geräte an dem Geräusch schuld sind.

Von ihrem Tisch aus können sie auf die Bibliothek sehen. Er sagt, er war noch nie dort drin, in der neuen. Dann sagt er, er habe eine Chance verpasst gerade eben. Welche Chance fragt sie. Die Chance anzustoßen, er wüsste jetzt erst, worauf sie anstoßen sollten, aber jetzt ist der Moment verflogen. Nein, sagt sie, wir können den Moment zurückholen, noch können wir ihn zurückholen. Wieso noch? Wenn wir nachher allein sind, können wir es nicht mehr. Daran wollte er gerade nicht denken. Er sagt, sie sollen jetzt anstoßen mit den leeren

Gläsern. Sie hebt das Glas, lächelnd, voller Erwartung. Er sagt: Auf den Anfang. Sie zuckt zurück. Er erschreckt sich. Dann hebt sie ihr Glas wieder, dieses Mal langsam, fast mechanisch, als wäre es schwer, voller Steine. Dann sagt sie: Na gut. Die Gläser klirren. Sie trinken nicht, sie sind die letzten mitten in der Woche. Er behält sein leeres Glas in der Hand und schaut hinunter. Sie stellt es hin, als wäre es zu schwer, als könne sie es nicht mehr halten.

Der Kellner kettet Stühle und Tische zusammen. Es ist Zeit zu gehen. Er starrt immer noch ins Glas, dann blickt er sie an, ganz ernst, ganz direkt, ohne auszuweichen. Er sagt: Kennst du das Gesetz der Schwebung? Sie lächelt und atmet durch die Nase aus. Dann sagt sie: Nein. Er sagt: Wenn die zwei Gläser bei dem Anstoßen zwei Töne ergeben, die nah beieinander liegen, dann hören wir die Töne als wäre es einer, der schwingt. Sie sagt, sie müsse langsam gehen. Er sieht sie traurig an. Aber Schwebung sagt sie, Schwebung ist ein schönes Wort. Ja, sagt er. Sie winkt dem Kellner, der eilig kommt. Dann stehen sie auf. Es ist plötzlich still. Draußen fragt er, ob sie den Stroboskopeffekt kenne. Sie sagt wieder nein. Er sagt: Wenn man die Räder von einer Kutsche sieht und die sich schnell drehen, dann gibt es so einen Effekt, dass es aussieht, als würden sie sich in Zeitlupe drehen oder als stünden sie für einen Augenblick still. Das hat sie schon gesehen. Sie gibt ihm die Hand zum Abschied. Er bleibt stehen und fragt in welche Richtung sie muss. Sie sagt, sie ist mit dem Rad und das steht noch an der Bibliothek. Schließlich reißt sie sich los und geht. Sie dreht sich nicht mehr um. Und weil alles so schnell, so plötzlich kommt, die Räder rollen, weil alles atemlos, alles unaufhaltsam, weil es hereinbricht über beide, weil im Sturz ohne sich abzufangen, ohne ganz zu begreifen, genau deshalb wird es still, weil ja doch zu viel, das Zuviel lässt erschrecken und plötzlich im heftigen Treiben der Riss mitten hindurch.

Er denkt, sie wird ihm früher oder später davonlaufen. Sie ist zu jung und zu schön und eine Weile wird er sie halten können, aber dann kommt der Tag, an dem sie ihn anschaut und geht. Der Tag, an dem er zerbricht. Sie läuft ihm jetzt schon davon. Sie springt auf und geht.

Geht als erste. Sie kann gehen, er kann es nicht. Und dann erzählt sie von dem Moment und dass man den Moment leben müsse und geht einfach und lässt ihn dort zurück. Sie hat ihn am Ende nicht umarmt. Später liegt er neben seiner Frau im Bett. Seine Frau ist anders, seine Frau ist da. Das Stück Butter fehlt. Seine Frau verzeiht ihm. Wenn er allein wäre, würde er sich jetzt das Handy ums Bein binden. Er ist nicht allein und das Ohr rauscht, das linke. Er dreht sich auf die Seite und zieht an der Decke. Er fragt sich, wie das, was da begonnen hat, aufzuhalten wäre. Dann schält er sich aus seinem Schlafanzug, es ist zu heiß. Nach allem ist doch Sommer geworden. Er wälzt sich im Bett und denkt, er wecke seine Frau und vielleicht tut sie nur, als würde sie schlafen, um ihn nicht ertragen zu müssen. Das ganze Leben sich zu ertragen, vielleicht ist das zu viel verlangt. Vielleicht sind sie sich zu nah, um sich noch erkennen zu können. Er dreht sich wieder und schaut auf seine Frau. Es überkommt ihn ein ungekannter Schauer - vom unteren Rücken zieht es sich hoch - eine Gänsehaut bis zur Stirn. Er steht auf. Jetzt bewegt sie sich und er entschuldigt sich leise und geht ins Bad. Dort setzt er sich auf die Fliesen und zieht die Beine an. Er würde gern weinen, aber dann hört sie es und was soll sie denken und wahrscheinlich könnte er nicht weinen. Und er fragt sich, wann er zum letzten Mal geweint hat und weiß es nicht. Er weiß überhaupt nichts mehr.

Dann steht er auf, dreht am Wasserhahn und lässt sich kaltes Wasser über die Hände rinnen. Er bemerkt die Tränen zuerst gar nicht. Er denkt, er muss zurück. Er kann nicht so lang im Bad bleiben. Dann merkt er, dass er Geräusche macht, dass er nicht lautlos weinen kann. Nicht jetzt. Er schleicht aus dem Bad, öffnet den Schrank, zieht sich etwas über und denkt: nur weg. Wenn sie ihn fragt, dann löst sich der Kloß im Hals und was dann. Sie fragt. Er sagt nichts, er geht und zieht die Tür hinter sich zu. Den Schlüssel hat er gegriffen und die Schuhe zieht er draußen an, hastig, ohne aufzuschauen. Er trägt nicht mal Socken.

Dann zieht er los. Kein Mensch auf der Straße, keine umherstreunende Katze. Alles dunkel. Es brennt nur jede zweite Laterne. Das Weinen ist weg. Er hat so eine Angst bekommen, seiner

Frau weh zu tun und überlegt, was er ihr erzählen soll. Aber es war ja gar nichts und es wird auch nichts. Das Nichts hat Gewicht. Nichts – das verlangt viel von ihm. Aber jetzt muss er seiner Frau was sagen. Vielleicht hat ein Freund aus Indien angerufen, zu unmöglicher Zeit, aber deshalb verlässt man nicht das Haus, da telefoniert man in einem anderen Raum. Er hat einen schnellen Schritt und kein Ziel, nur gehetzt. Die Straße bis zum Ende. Dann verlässt ihn die Kraft und an der nächsten Ecke bleibt er einfach stehen. Seine Frau. Er ist leer. Leer wie das leere Glas, mit dem er angestoßen hat. Leer wie die Straße. Leer wie der Platz seines Bettes, in dem er jetzt liegen sollte.

Er hat keinen Plan. Er geht einfach zurück. Es ist ziemlich weit. Ihm ist inzwischen alles egal. Jetzt fallen ihm ein paar Worte seiner Mutter ein: Wenn du zu weit gegangen bist, dann findest du den Weg nicht mehr zurück. Das hat sie mal gesagt, als er noch Träume hatte und als er alles daran setzte, sie auch zu verwirklichen. Sie meinte, dass er sich irgendwann nicht mehr einfügen könnte ins Arbeitsleben. Er hatte sich einfügen können. Ganz umsonst die Sorgen der Mutter. Und er hatte alles vergessen, damals das Studium, die Zeit in der alles brannte, Glück, Schmerz. Wann war sie vorbei? Er konnte keinen bestimmten Zeitpunkt sagen. Er war ein anderer damals gewesen. Aber jetzt, jetzt muss er an die Worte seiner Mutter denken, dass er zu weit gegangen ist und dass er nicht mehr zurückfindet, jetzt stimmt es und seine Mutter hat doch recht behalten. Von ihrem Küchenfenster aus sah man die ganze Stadt und am Kühlschrank klebten Magnete. Seine Mutter wäre die einzige gewesen, die etwas zu sagen gewusst hätte und die an den richtigen Stellen schweigen konnte.

Er schließt die Tür auf. Seine Schuhe zieht er drinnen aus und lässt sich Zeit dabei. Er horcht nach oben. Kein Laut. Langsam schleicht er die Treppe hoch. Als er ins Schlafzimmer tritt, sitzt seine Frau aufrecht im Bett. Er erklärt, dass er gerade nicht erklären kann, sagt, dass er nichts sagen kann, dass ihm nicht gut wäre und mit ihnen alles in Ordnung sei, ihm einfach nur nicht gut wäre. Sie fragt. Nein, es hat nichts mit der Familie zu tun, nein, allen geht es gut. Mit der Arbeit, ja mit der Arbeit hat es zu tun. Sie soll bitte nicht mehr fragen. Sie ist

böse und legt sich ins Bett mit dem Rücken zu ihm, er daneben. Er will sie streicheln, sie packt seine Hand und legt sie weg. Das tut ihm weh. Sei bitte für mich da! Ich kann nicht reden, aber bitte, sei für mich da! Das trifft sie, sie schaut auf, verwirrt, weil er sonst so etwas nie verlangt und schließt ihn in die Arme. Er denkt, das hat er nicht verdient. Irgendwann fallen ihm die Augen zu.

Sie denkt, das Gestern war ein Anfang und dann: nein kein Anfang, denn wenn sie denkt, dass etwas anfängt, dann hängt sie ihr Herz dran und dann entgleitet es ihr wieder und das tut weh. Diese Anfänge von nichts, diese falsch geglaubten Anfänge immer wieder. Sie muss so lange wie sie nur kann, dem Anfang misstrauen. Sie misstraut ihm. Dem Anfang, dem Mann. Sie gibt sich Mühe damit. Sie findet sich schon mit dem Ende ab. Aber dann erwischt es sie kalt und sie fragt sich, wenn es nun doch ein Anfang von etwas ist, dann hat sie ihn gar nicht genießen können, dann hat sie den Anfang verleugnet und verpasst. Das wäre schrecklich. Einen Anfang muss man leben. Aber dann kommt die Angst hoch und sie redet sich zu, dass es nur den Abend gab und dass da erst mal nichts mehr kommen wird von ihm. Wenn er nun schreibt? Das wäre gut. Aber wenn er schreibt, er hat es sich anders überlegt? Dann ist es besser, er schreibt gar nichts. Sie findet kein zusammengehöriges Sockenpaar und zieht sich zwei verschiedene an. Sie muss los. Der Zug hat Verspätung. Sie wird unruhig. Dann läuft sie den ganzen Bahnsteig bis zum Ende, bis dahin, wo sie laufen darf, bis zur Grenze. Das Gras steht hoch und der Himmel ist greifbar nah. Hier am Ende vom Bahnsteig ist es als wäre sie frei, als läge eine ungekannte Zeit vor ihr, ein Strom von Zeit, in dem sie ganz loslassen kann, abtauchen. Jetzt glaubt sie, dass da noch etwas Gutes auf sie wartet, einer, der gut ist zu ihr. Sie schaut auf die Gleise. Sie ist noch nicht angekommen. Jahre im noch nicht, im nicht angekommen. Mit ihm beginnt der Sommer. Das ist der Punkt, hier stehen ohne Zug aber mit Himmel und surrenden Mücken und Käfern, die so eilig hin und her krabbeln, es fängt an in ihr, sie merkt, dass sie doch lebt.

Die Nacht hatte sie kaum geschlafen, es war zu heiß. Sie lag allein, nackt auf dem Rücken, aber mit Decke, ohne Decke fehlt etwas. Vielleicht lag es auch an ihm und nicht an der Hitze, ihre Gedanken waren ganz hell, die letzten Bilder von ihm rauschten an ihr vorüber, die letzten Worte. Sie war fiebrig und kannte das nur zu gut. Die Zeit verstrich, die wenigen sonnigen Tage. Einmal war sie sogar am See mit Freunden trotz der ganzen Arbeit. Ihr war als hätten die Tage ihm gehört, als wäre es die glückliche Zeit für sie beide gewesen, als öffne sich eine Tür, ein Fenster in der Zeit, aber er schwieg. Das hatte sie gemeint mit dem Moment, das alles verstrich, in den Fingern zerrinnt wie Wasser. Und als sie dort schwamm im See, hatte sie plötzlich einen treibenden Ast in der Hand und später noch mal einen. Und wo sie mit den Füßen nach dem Ufer suchte, blind, da trat sie auf Stein. Sie trat ganz vorsichtig und es war gut, dort zu sein und die Menschen anzuschauen, wie sie Ball spielten oder sich bespritzten und der Eismann mit seinem Wagen, wie als wäre sie wieder Kind. Das war eigentlich Zeit, die ihm gehörte, Zeit, die er wegwarf.

Dann kam der Regen, heftig und schnell. Es war, als käme das Altbekannte wieder zurück, sie erkannte ihre alte Stadt im Regen. Die Sonne war zu flirrend gewesen. Sie hatte doch geschrieben und er schrieb nicht. Der Regen prasselte auf die Autodächer und sie dachte an ihn und die verlorene Zeit. Selbst wenn sie ihn später einmal wiedersehen würde, vielleicht wäre er nicht mehr der Gleiche und sie würden sich nicht mehr finden. Sie würden sich anschauen und erkennen, dass sie doch weiter gegangen sind, er in die eine Richtung und sie in die andere. Dann gibt es keine Tür mehr, nur Wände. Und das wird mehr weh tun, als wenn sie sich nicht mehr wiedergesehen hätten. Und nun wirft der eine, der jetzt gerade der eine ist, die Zeit weg und weiß es nicht, weiß gar nichts von ihr und begreift nicht, dass so eine Zeit heilig ist, dass von diesen wenigen glücklichen Tagen die toten Anfänge in ihr endlich ruhen würden und dann, wenn alles hell ist, dann, wenn sie nebeneinander lachen und an den Hosenbeinen des anderen ziehen, wenn sie aufeinander krabbeln wie die Käfer im Gras, hastig und wichtig, in dem, was sie tun, dann würde sie ankommen,

dann wäre da einer, der sie einmal halten könnte. Dann würde sie loslassen.

Aber so ist es nicht. Es regnet auf die Autodächer, dass man die Tropfen aufprallen sieht und sie sagt sich, so ist es. Er sagt ja, wenn er da ist, schaut sie an, nimmt sie mit, wohin? Nimmt sie einfach, nimmt sein Glas, spricht vom Anfang und dann ist er weg, verloren und versteht nicht und schweigt und lässt sie allein. Sie hat keine Lust mehr zu schreiben, sie kennt das alles schon. Er hat wohl eine Freundin, die er zu erwähnen vergaß. Es war der eine Abend, es waren die wenigen sonnigen Tage danach und dann dreht er den Hahn zu, dreht an ihr, weil es da wohl noch eine gibt, die er vergessen konnte und weil sie es jetzt ist, sie diejenige ist, die er vergessen will und so, wie er nicht gehen konnte und sie diejenige war, die aufstand, so wird er jetzt gehen können und sie bleibt sitzen. Dem Anfang nicht glauben, wahr ist der Abschied.

Jurmala (Wespenstiche)

Ich flog mit meiner Freundin Anna nach Riga in den Urlaub, wir wollten dort auch zu einem besonderen Strand in der Nähe: Jurmala. In diesem kleinen Ort hatten früher sogar die russischen Kosmonauten ein Erholungshaus, meinte Anna. Wir fuhren also nach Jurmala, legten uns in die sanften Hügel, in den weißen Sand. Es war wie für uns gemacht, die Dünen, die Gräser. Ich zog mir zwischen den Hügeln meinen Badeanzug an und lief gleich ins Meer, während sie auf ihrem Handtuch liegenblieb und ihre Stullen auspackte, die sie mit Honig bestrichen hatte. Es war menschenleer, das Wasser war klar und ich konnte ewig laufen, es wurde nicht tief. Algen gab es kaum und es war angenehm kühl.

Als das Wasser mir bis zur Brust reichte, schwamm ich ein paar Züge. Ich hatte die Kälte beim Schwimmen schnell überwunden, konnte durch das Wasser bis auf den Grund sehen und nur Sand entdecken. Dieser Strand war anders als die Strände, die ich sonst kannte, fast unwirklich. Nach ein paar Schwimmzügen lief ich wieder lange im niedrigen Wasser zurück durch den weichen Sand. Außer Sand und Wasser gab es nichts. Der Strand wirkte auf seltsame Weise gereinigt von allem, ja, fast abstrakt, wie inszeniert.

Als ich bei Anna in den Dünen ankam, setzte ich mich zu ihr in die Wärme des Sandes, noch ganz nass vom Meer. Wir lasen in einer Zeitschrift, sie biss von Zeit zu Zeit in ihre Honigbrote, aß immer nur ein kleines Stück davon, und ich holte den Ring aus meiner Tasche, den sie mir auf dem Flohmarkt gekauft hatte. Erst jetzt entdeckte ich, dass der Ring auf der Rückseite schon zerbrochen war, aber der Bruch fiel kaum auf. Der Ring war so gebogen, dass er immer noch hielt, kaputt, aber er ließ sich tragen. So passte er sich an die Größe jedes Fingers an, auch an meinen.

Wir entdeckten, dass viele Wespen hier draußen herumflogen, der Honig sie anlockte. Ich schlug vor, die Brote doch einzupacken, aber meine Freundin winkte ab. Sie hörte gelassen ihre Musik und sonnte sich. Plötzlich fuhr sie hoch und hielt sich das linke Bein. Sie fluchte und zeigte auf die rötliche Stelle. Eine Wespe hatte sie gestochen. Es musste wohl sehr weh tun. Ich nahm die Wasserflasche, um den Stich

zu kühlen und zu reinigen. Als sie anfang zu weinen, nahm ich sie in die Arme. Die Stelle schwoll an und hörte einfach nicht auf zu schmerzen.

Wir packten schließlich unsere Sachen zusammen und liefen los, am Strand entlang, an ein paar Möwen vorbei, die im Sand herumpickten oder sich einfach nur ausruhten. Mir fiel eine Möwe auf, die wie verrückt kreischte und die anderen verjagte. Ich sah dem Schauspiel eine Weile zu. Schließlich hatte die Möwe alle anderen weggebissen und blieb allein. Wir gingen weiter. Ich zog meine Sandalen aus, nahm sie in die Hand und ließ die Wellen meine Füße umspülen. Später hörte auch ihr Wespenstich auf zu brennen.

Am nächsten Tag fuhren wir wieder zum Strand nach Jurmala. Wir mussten eine Weile nach einem Parkplatz für den Mietwagen suchen und liefen schließlich eine Straße neben dem Strand entlang. Hier wohnten die ganzen Reichen, Villa an Villa. Ein Garten schöner als der andere. Alles gepflegt. Kleine Schlösser waren das, manche ganz modern, andere klassisch, mit einem Springbrunnen im Garten. Ein Hund kam angelaufen und bellte ein paar Mal. Manche Häuser waren aus Holz, sie strahlten in bunten Farben. Andere hatten noch eine Terrasse, kleine Erker, spitze Dächer. Schließlich kamen wir wieder am Strand an. Anna erzählte mir, dass die ganzen reichen Verbrecher mit ihren jungen Freundinnen hierhergezogen wären und sich die Häuser angeeignet hätten, nachdem sich die Sowjetunion aufgelöst hätte. Sie meinte es wirklich ernst, sie hätte mal gehört, dass manche sich wegen ihrer ungerechten Taten lieber in den Luxusvillen versteckten, als vor die Tür zu gehen. Ich hatte keine Ahnung, ob das stimmte und ob der Strand deshalb so leer war. Lustig fand ich die Vorstellung schon. Was nützte schon eine Villa am Strand, wenn man sich aus Angst nicht mehr vor die Tür traute? In meinen Ohren klang das nach keinem so schönen Lebensentwurf. Es zogen ein paar Wolken auf, doch sie waren hell, es war wärmer als am Tag zuvor und sah nicht nach Regen aus.

Als wir zum zweiten Mal zwischen den Dünen saßen, packte meine Freundin wieder ihre Honigbrote aus. Ich wollte nicht, dass sie erneut Wespen anlockte und sagte ihr, sie solle ihre Brote wieder einpacken,

doch sie redete so lange auf mich ein, bis ich schließlich nachgab. Streiten wegen Honigbrotten wollte ich mich nun wirklich nicht. Es dauerte nicht lange, da summt es schon um uns herum. Ich bat Anna, doch wenigstens die Brote schnell aufzuessen, doch sie ließ sich Zeit, hörte ihre Musik, kitzelte mich mit einem Grashalm, sodass ich schließlich aufgab und meine Zeitschrift in die Hand nahm. Nun entspannte ich mich doch, breitete mich auf meinem Handtuch aus, sie legte ihren Kopf auf meinen Bauch und wir unterhielten uns. Später wollte ich noch schwimmen gehen, doch jetzt mochte ich erst einmal meinen Artikel zu Ende lesen. Ich kam jedoch nicht dazu, weil ich ihr erst den Rücken eincremen sollte. Die Zeitschrift legte ich nun also doch beiseite und meine Freundin plante, was wir die nächsten Tage unternehmen könnten, während ich eifrig ihren Rücken eincremte. Anna sprach von einem Berg der Kreuze, einen Pilgerort in Litauen, dort wollte sie mit dem Auto hin, um ihn anzusehen. Die Creme war kühl und sie zuckte jedes Mal zusammen, wenn ich sie ihr vorsichtig auf den Rücken tupfte. Ich wollte mir lieber die Nationalbibliothek in Riga anschauen. Sie war in der Form eines Berges gebaut und aus Glas verarbeitet worden. Der Architekt hatte sich von einer baltischen Sage über einen gläsernen Berg inspirieren lassen. Auf der Spitze des Berges soll eine Prinzessin in einen Schlaf versunken sein und nur ein echter Held konnte sie befreien und wachküssen, alle anderen rutschten vom gläsernen Berg wieder ab. Mit meinen cremigen Fingern malte ich ihr Formen auf den Rücken: Sterne, Buchstaben, Herzen. Sie lachte und erriet es. Die Bibliothek würde ich schon noch zu sehen bekommen, versicherte sie mir, aber erst einmal müsse ich mit ihr den Berg der Kreuze anschauen. Anna war keine verschlafene Prinzessin auf einem gläsernen Berg. Sie experimentierte lieber und stürzte sich von einer Leidenschaft in die nächste. Vielleicht war ich dann eher eine verschlafene Prinzessin, dachte ich belustigt, während ich mit dem Eincremen fast fertig war. Die Sonne war im Grunde nicht besonders stark, aber es schadete ja nicht. Sie genoss meine vorsichtigen Berührungen und räkelte sich dabei.

Plötzlich durchfuhr mich ein brennender Schmerz. Die Wespen. Nun hatte mich auch eine erwischt. Ich kniff die Lippen zusammen. Das

brannte ja höllisch. Meine Freundin fing an zu lachen. Ich war kurz vorm Heulen und sie musste nun ausgerechnet lachen. Kaum konnte sie sich halten, mein Schmerz schien sie zu amüsieren. Warum hatte ich ihr diese Honigbrote nicht einfach verboten? Warum hatte sie sich überhaupt welche mitgebracht? Irgendwann presste ich heraus, dass sie doch aufhören sollte, so zu lachen. Doch sie kicherte weiter und meinte, ich solle ihr die Schadenfreude lassen. Sie beruhigte sich ein bisschen, half mir aber nicht, stattdessen schaute sie mir nur aufmerksam zu. Das Brennen nahm kein Ende. Als ich aufsaß, prustete sie wieder los. Ich sah in ihren Augen, dass sie sich über meinen Schmerz freute.

Ich hielt es nicht mehr aus und beschloss, schwimmen zu gehen. Schnell zog ich mich um und lief schon in die Wellen. Ich lief und lief, das Wasser blieb lange flach. Hatte sie mit Absicht wieder diese Honigbrote geschmiert, damit auch ich den Wespenstich zu spüren bekam? Das Brennen wurde schlimmer. Ich schwamm und schwamm, schaute dabei unter mich durch das klare Wasser auf den Sand und verlor das Zeitgefühl. Keine Algen, keine Fische, nur Sand und Wasser. Der Himmel zog sich immer mehr zu. Vielleicht würde es doch regnen. Also schwamm ich schließlich zurück. Es dauerte lange, weil ich so weit hinausgeschwommen war. Ich wurde ängstlich und beeilte mich. Wie lange war ich schon im Meer? Schließlich spürte ich erleichtert den Boden unter den Füßen, nun konnte ich wieder stehen. Ich beschloss, trotzdem weiterzuschwimmen, wollte ich doch schnell zurück.

Ob sie sich wohl Sorgen um mich gemacht hatte? Schon berührte ich mit meinem Knie den Sand. Das letzte Stück lief ich nun doch durchs Meer. Es fing an zu regnen. Ich lief aus dem Wasser, übers Ufer, hoch zu den Dünen. Als ich ankam, war sie verschwunden. Meine Sachen lagen noch da. Sie war nicht zu erreichen, ging nicht ans Handy. Was war passiert? Ich fror im Regen und wickelte mich in mein sandiges Handtuch ein. Das machte es nicht viel besser. Wollte sie mir nun auch noch einen Schrecken einjagen? Immer noch summten die Wespen und sogar der Abdruck ihres Körpers war noch im Sand zu sehen. Ich stand da und wusste nicht, was ich jetzt machen sollte. War

es besser, noch zu warten oder sollte ich auch losziehen, nach einer Bushaltestelle suchen und nach dem Weg zum Hotel fragen.

Ich sah auf eine Pflanze mit länglichen Blättern, die mir zuvor nicht aufgefallen war. Manche der Blätter waren seltsam ineinander verknotet. Das musste sie getan haben, es gab keine anderen Menschen hier am Strand. Mir fiel auf, dass einzelne Blätter, die übereinander wuchsen, Knoten hatten und andere ohne belassen waren. Die Abstände waren ganz unterschiedlich gewählt, so als hätte sie mir einen geheimen Code hinterlassen aus verknoteten und nichtverknoteten Blättern. Aus Nullen und Einsen. Doch was sollte mir das Geknotete in der Pflanze sagen? Ich verstand ihre Botschaft nicht.

Ich zog den nassen Badeanzug aus, nahm meine Klamotten und machte mich auf den Weg, sicherheitshalber erst zum Parkplatz, wo unser Auto morgens gestanden hatte. Sie war wirklich ohne mich losgefahren. Dann suchte ich eine Bushaltestelle. Direkt bei den schicken Villen gab es eine, ich setzte mich auf die Bank und wartete auf den Bus. Warum brauchten die Reichen wohl eine Bushaltestelle? Vielleicht für ihr ganzes Personal?

Sie saß auf ihrem Bett, als sei nichts gewesen, und schaute fern. Mir war nicht danach, mit ihr zu reden. Also ging ich duschen. Ich drehte die Brause voll auf und spülte den Sand von Haut und Haaren. Mir fiel auf, dass mein Wespenstich kaum noch brannte. Sie klopfte an die Badezimmertür, doch ich hatte abgeschlossen und tat so, als könnte ich sie nicht hören. Nun wollte sie wieder lieb zu mir sein. Sie rief durch die Tür, ob ich ihre Botschaft aus den Blätterknoten entschlüsselt hätte. Ich schwieg weiter, wollte auf keinen Fall zugeben, dass ich ihr Geknote nicht verstanden hatte. Ihre sanften Worte kamen mir falsch vor. Denn ihren Blick, als sie sich vor Lachen krümmte, hatte ich nicht vergessen. Irgendwann musste ich das Bad natürlich wieder verlassen, wir saßen eine Weile auf dem Doppelbett und schauten fern. Es gab wenigstens einen deutschsprachigen Sender. Immerhin. Nach ein paar Worten brach das Eis zwischen uns und wir planten den nächsten Tag. „Was sollte die Botschaft mit den Blättern“, fragte ich sie. Anna zuckte nur mit den Schultern. „Kennst du das, wenn man jemanden gern etwas sagen würde, weil es dann

leichter wäre, wenn es endlich raus wäre, aber man es lieber lässt, weil man es ja dann nicht mehr zurücknehmen kann?“ „Ja, schon!“, meinte ich unsicher, „Aber ich kann solche Dinge nicht lange für mich behalten. Nicht bei besten Freunden. Ich mag es nicht, wenn etwas Wichtiges unausgesprochen bleibt.“ Ich sah sie durchdringend an, sie schaute weg. Sie verschwieg mir doch etwas, dachte ich in dem Moment. Dann schauten wir weiter fern.

Den nächsten Tag ging es zum Berg der Kreuze. Anna bestand darauf. Wir waren beide nicht katholisch. „Die Katholiken können beichten, Buße tun und dann ist alles wieder gut. Gott verzeiht schon!“, meinte sie mit einem Lächeln auf den Lippen. „Mir kannst du alles beichten“, erwiderte ich. „Stimmt, du bist ja fast wie eine Nonne mit deinem Christoph!“ Was sollte das nun wieder heißen. Eine Nonne war ich nun auch nicht gerade, nur weil ich nicht jedes Jahr meinen Freund wechselte. „Wir schlafen schon miteinander!“, antwortete ich amüsiert. Sie fuhr plötzlich schneller. Ich hielt mich am Sitz fest. Dann erklärte sie mir, dass sie auch ohne Probleme einhändig fahren könne. Ich bekam Gänsehaut, als sie plötzlich nur mit einem Finger am Lenkrad mit 130 km/h in dem Leihwagen durch die fremde Gegend raste, aber ich wusste, wenn ich Anna jetzt ermahnte, würde sie nur noch einen drauflegen. Sie beruhigte sich wieder, hielt das Lenkrad fest. Schließlich waren wir am Berg der Kreuze angekommen. Das letzte Stück liefen wir. Erst einmal ging es in einen Souvenirladen, wo wir uns auch gleich ein paar Kreuze kauften, kleinen Schmuck und Postkarten. Ich kaufte ein Bäumchen aus Draht und Bernsteinblättern und einen Untersetzer für Tassen aus Kork. Die Kreuze mit dem leidenden Jesus mochte ich nicht so gern, dann lieber schlicht. Sie kaufte sich ein Tuch und Karten. Meine Freundin wollte unbedingt ein großes Kreuz aufstellen, ich fand das albern und dachte dennoch drüber nach. Eigentlich war ich mit mir im Reinen. Wenn ich etwas auf dem Herzen hätte, würde ich mich aussöhnen, aber nicht gerade auf irgendeinem Berg ein Kreuz aufstellen, das nutzte doch keinem etwas. Das sagte ich ihr allerdings nicht, um sie nicht zu kränken. Als wir zum Berg liefen, redeten wir wie so oft über Männer, sie war gerade solo, ich hatte natürlich und schon seit langem meinen Christoph. Letztendlich erzählte vor allem sie von ihren Erlebnissen

und ihrem Missmut, dass keiner treu sei, dass die Männer einfach nicht gut seien. Da musste ich ihr widersprechen, es gab gute Männer wie auch schlechte, genau wie bei den Frauen. Leider war Anna bisher immer nur an die falschen geraten. Sie fragte mich: „Wenn eine gute Freundin und dein Freund miteinander schlafen würden, wen von beiden würdest du dann aufgeben?“ Das war ja eine Frage, wie kam sie bloß darauf? Ich wusste überhaupt nicht, was ich antworten sollte und sagte aus dem Bauch heraus: „Ich würde den Mann verlassen. Immerhin ist es doch sein Versprechen, die Treue zu halten.“ Sie wirkte erleichtert. Aber ihre Frage blieb mir im Gedächtnis.

Wir standen vorm Berg. Die Sonne knallte heute. Kreuze in den verschiedensten Größen ragten aus der Erde. Der Berg war eigentlich mehr ein Hügel. Es führten mehrere Wege direkt durch die aufgestellten Kreuze. An riesigen aufragenden Kreuzen hingen kleinere Kreuze, aber auch hin und wieder ein kleines Häuschen mit einer Mariafigur darin, Botschaften waren eingeritzt, kleine Puppen waren auch dort, sie sollten das Jesuskind verkörpern. Es wirkte nicht wie eine friedvolle Stätte, eher gespenstisch, überall, an jeder Ecke steckte noch ein Kreuz und noch eines. Auf manchen stand, dass sie eine Spende wären. Mir kam es so vor, als hätten die Leute hier all ihre düstersten Schuldgefühle abgeladen. Ein Berg aus Schuld und Scham. Ich sagte zu ihr, ich wolle noch einmal eine Runde für mich allein drehen. Sie nickte. Immer noch umgeben von Kreuzen rief ich Christoph an, nur um seine Stimme zu hören. Das beruhigte mich. Wir sprachen miteinander, er erzählte mir von der Arbeit, dann verabschiedeten wir uns. Anna kam um die Ecke. Ich steckte gerade das Handy weg. „Hast du Christoph angerufen?“ Ich nickte. Sie lief recht schnell und sagte nichts. War es nur mein Bauchgefühl hier auf diesem Berg oder fühlte sie sich auch unwohl? Die Hitze drückte. Schon bald saßen wir wieder im Leihwagen und fuhren zurück zum Hotel. Meine Freundin schwieg, vielleicht hatte sie auch schon genug geredet und ich dachte an Christoph, dass ich so glücklich war, ihn zu haben. Wie Anna lebte, so konnte ich nicht leben. Ich brauchte einen einzigen Mann, der es den gläsernen Berg hinaufgeschafft hatte. Gut, dass es Christoph gab.

Im Hotel angekommen, war sie nun diejenige, die lange duschen wollte. Sie hatte alle ihre Sachen auf das Doppelbett geworfen und verschwand hinter der Badezimmertür. Ihr Handy klingelte. Christoph rief an. Ich wollte schon abnehmen. Dann entschied ich mich, noch einmal einen Blick auf mein Handy zu werfen. Mich hatte er aber nicht erreichen wollen. Ich rief durch die Badezimmertür, doch sie wollte nicht hören. Ich wusste aber, dass man dort drinnen alles sehr genau hören konnte. Was war nur los mit ihr? Ich schaltete den Fernseher ein. Schließlich kam Anna aus dem Bad. Gemeinsam telefonierten wir mit Christoph. Er wirkte erst nervös, meinte, er hätte mich nicht erreichen können. Aber ich hatte doch gar keinen verpassten Anruf von ihm. Vielleicht sei einfach das Funknetz tot gewesen. Das war schon möglich. Den Abend ging mir immer wieder Annas Frage durch den Kopf, für wen ich mich entscheiden würde. Ich wusste nun die Antwort, ich würde mich gegen beide entscheiden. Aber warum fragte sie mich so etwas?

Als sie eingeschlafen war, nahm ich ihr Handy mit ins Bad, schloss mich ein und fing an, es zu durchsuchen. Sie hatte neben WhatsApp und Facebook auch noch Signal installiert, wie ich durch die geöffneten Apps schnell herausfinden konnte. Und sie chattete auf Signal mit „Mutti“. Aber ich bezweifelte stark, dass es Botschaften von ihrer Mutter waren, als ich sie las. Bei einer Nachricht stockte mir der Atem. Genauso schrieb mir Christoph auch, das klang ganz nach ihm. Da stand: „Hey du, Nase, wie war dein Tag?“ Er nannte mich auch gern „Nase“, wenn er fröhlich war. Mir stiegen Tränen in die Augen. Ich konnte das Handy nicht weglegen. Hatte sie mit Christoph etwas angefangen, hatte er mit meiner besten Freundin etwas angefangen? Nein. Was machte ich hier überhaupt? Der Chat erstreckte sich nur über einen Monat. Meine Gedanken kreisten. Nach einer Weile hatte ich mich halbwegs gefasst, verließ das Bad, legte ihr Handy wieder zurück und schlüpfte ins Bett. Es folgte Kopfkino. Irgendwann in den Morgenstunden nickte ich kurz weg.

Beim Frühstück kaute ich lange an dem Brötchen und brachte doch nichts hinunter. „Du siehst echt müde aus!“, sagte sie und schmierte sich wieder einmal eins ihrer Honigbrötchen. Heute wollte sie unbedingt wandern gehen und nicht in die Nationalbibliothek. Es gab

da in der Nähe einen kleinen Wald mit einem Berg und einer Aussichtsplattform. Da wollte sie hin und war nicht davon abzubringen. Der Urlaub war in zwei Tagen vorbei. Ich gab also nach und wir gingen wandern. Ich war todmüde. Eigentlich wollte ich meine Vermutungen aufgrund des Wortes „Nase“ nicht äußern, ihr irgendetwas unterstellen. Wie kam das rüber? Ich fragte sie, als wir schon ein Stück gelaufen waren, ob sie einen neuen Freund habe oder immer noch solo sei. Sie antwortete, dass sie mir doch ständig erzählen würde, dass sie gar nichts habe. „Wirklich gar nichts?“, hakte ich nach. Sie blieb stehen und sah mich an. Ihr Blick war kalt. Sie fasste sich und lief weiter. Im Gehen sagte sie zu mir: „So ein Kreuz aufzustellen, ist schon eine gute Sache.“

Die letzten beiden Tage ließ mich das Wort „Nase“ nicht mehr los. Ich beobachtete sie und wurde immer wortkarger. Die Bibliothek schauten wir uns nicht mehr an, sie mochte nicht. Stattdessen gingen wir wieder zum Strand in Jurmala. Wir lagen auf unseren Handtüchern und sie hatte dieses Mal keine Honigbrote dabei. Ich malte mir Schlachtpläne aus, wie ich nur dahinterkommen könnte, wer sich hinter dem Namen „Mutti“ verbarg. Schließlich fiel mir ein, dass ich ja einfach die Telefonnummer checken konnte. Warum hatte ich das in der Nacht im Badezimmer nicht gleich getan. Natürlich könnte Christoph auch zwei Handys haben, aber das hätte ich doch mitbekommen. Mit wem schrieb sie sich nur, warum erzählte sie mir nicht davon, wie sonst auch immer? Ich platzte bald vor Fragen. Aber wieso ließ sie mich ihren Code wissen, wenn sie wirklich eine Affäre mit meinem Freund hatte?

Dieses Mal lief sie ins Wasser und ich sollte auf ihre Sachen aufpassen. Im ersten Moment krallte ich mir das Handy und schon hatte ich bei ihren Kontakten die Nummer ausfindig gemacht. Es war Christophs Nummer. Ich legte das Handy weg und fing an zu weinen. Ein Glück, dass keine Leute am Strand waren, und ich lag in den Dünen hinter sanften Hügeln, wo mich keiner sehen konnte. Sie hatte mir am Anfang der Reise den Code ihres Handys gezeigt. Vielleicht wollte sie einfach, dass ich es wusste, dass ihr Versteckspiel ein Ende haben würde. Ich sah die Pflanze an, ihre Blätter waren immer noch verknotet. Die Pflanze riss ich vor Wut aus. Das war wohl die

verschlüsselte Botschaft, die sie mir nicht hatte sagen können. Die eine Nacht würde ich es schon noch aushalten. Dann ging es zurück. Ich würde ihr sagen, dass ich mich nicht gut fühlte.

Ich verließ den Strand, ließ ihre Sachen liegen. Sie kam erst spät zurück, aber ich konnte eh nicht schlafen. Mit verquollenen Augen sah ich sie an. Wir waren seit über zehn Jahren die besten Freundinnen, doch jetzt hasste ich sie gerade. „Du weißt es“, meinte sie tonlos. Ich drehte mich weg, sagte kein Wort mehr und sie verstand. Sie ließ mir das Hotelzimmer für die Nacht, kehrte erst in den Morgenstunden zurück, hatte etwas getrunken. Irgendwie schaffte ich es, mit ihr wieder nach Deutschland zu fliegen und irgendwie schaffte ich es auch nach Hause. Anna hatte noch die Nerven, mich daran zu erinnern, dass ich mich ja für die Freundin entscheiden würde, dass ich es ja gesagt hätte. Ich schwieg, um nicht zu schreien. Es war vorbei.

Weiß ist eine unschuldige Farbe

dâ müste her erkennen
froun Dîdônen die rîchen,
diu sich sô jâmerlîchen
dorch sînen willen hete erslagen.
ir schaden wolder klagen,
trûrechliche sach hers an.
mit dem houbet wankte si hin dan,
sine wolden niht ane sehen;
daz irz solde geschehen,
daz rou si vile sêre
und dûhte si unêre.

Jetzt bin ich am Ende angekommen. Das, wovor ich Angst hatte, ist da. Eneas hat mich verlassen. Schlimmer noch: In seinem Verlassen erkenne ich ihn nicht mehr wieder. Vielleicht habe ich es immer schon gewusst, dass er, so schnell wie er gekommen war, auch gehen würde. Ich sitze vor dem Handy. Das Handy schweigt mich an. Das Schweigen ist lauter in meinem Kopf, als jeder Schrei es sein könnte. Ich frage mich, wie ich die nächsten Tage überstehen soll. Meine Augen brennen. Selbst wenn er zurückkäme, ich könnte ihn nicht mehr ertragen. Wohin ich sehe, was ich auch tue, ich sehe ihn. Ich höre, wie das Tor knarrt und schnelle Schritte folgen. Dann fällt es zu. Ich denke an unseren Anfang, als ich ihn liebte, weil ich nichts von ihm wusste. Der Wind säuselt am Fenster vorbei. Draußen brennen ein paar Lichter. Jemand lacht. Ich stelle mir vor, er käme durch das Tor und seine Schritte sind es, die ich höre. Aber kein Eneas, so wie ich ihn jetzt kenne. Es müsste ein anderer Eneas sein. Einer, der mit mir gemeinsam reisen will. Einer, der mich mitnimmt nach Italien. Einer, der bleibt. Ist ein Held noch ein Held, wenn er den Mund nicht aufbekommt und sich davonestiehlt? Mutig ist doch der, der sich dem anderen anvertraut, der sich wirklich bindet. Irgendwo sitzt er jetzt

gerade und vielleicht denkt er nicht mal an mich. Er lebt und lacht und geht durch andere Tore schnellen Schrittes, er kann leben und lachen. Ich kann es nicht. Ich sammle alles, was mich noch an ihn erinnert. Da sind die Eintrittskarten vom Museum der Fantasie, von unserem ersten Urlaub. Dort ist die kleine Eule, ein Kuscheltier, das er mir mal geschenkt hat. Dann ein paar Fotos von ihm, Karten, die wir uns geschrieben haben. Alles sammle ich behutsam ein. Der Eneas, den ich geliebt habe, den gibt es nicht mehr und den hat es nie gegeben. Ich ziehe mir meinen Mantel an und nehme die Sachen an mich. Dann laufe ich die Treppen hinunter. Hinter mir fällt das Tor zu. Jetzt sind es meine schnellen Schritte, die ich höre. Der Wind saust mir um die Ohren. Es wird langsam kalt. Die Kälte dringt in mich ein, aber ich friere nicht. Ich nehme sie in mich auf, ohne sie wirklich zu spüren. Ich werde auch kalt. Unter diesem Baum haben wir gegessen. Unter diesem Baum verbrenne ich alles. Ich lege die Dinge sacht ins feuchte Gras, als wären es Gaben oder Geschenke an einen fremden Gott. Nein, es müsste eher eine Göttin sein. Eine Liebesgöttin, die mich auffängt, die meinen Schmerz trägt. Die Karten zünde ich als erstes an. Ich zünde auch das Kuscheltier an, die Fotos und alles andere. Manches geht schnell wieder aus, ich helfe nach. Der Haufen fängt an zu knistern, die Flammen züngeln und wandern von einem Gegenstand zum nächsten. Das Feuer wächst und der Wind bläst es hin zum Baum, macht es noch größer. Ich habe Sorge, dass es die Äste erfassen könnte. Die Funken irren umher. Ein Zweig ist ganz in den goldenen Schein des Feuers getaucht, dann wechselt der Wind die Richtung und zieht das Feuer weg vom Baum. Ich starre ins Licht und sehe, wie die Karten verbrennen, sich das Feuer immer weiter frisst. Es frisst sich durch sein Gesicht auf dem Foto. Erst wird es schwarz, aber schließlich wird die Asche ganz weiß. Das Feuer brennt nieder. Nach und nach gehen die Flammen aus. Ein verkohlter Haufen. Zurück bleibt die weiße Asche. Wer das Ende kennt, kann nicht mehr lieben. Lieben heißt das Ende leugnen.

Eneas quetschte die Worte irgendwie am Telefon aus sich heraus. Er wolle Schluss machen, hätte schon länger darüber nachgedacht. Er

wäre sich nicht so richtig sicher, aber eigentlich wäre es aus. Er wolle nach Italien, ohne mich. Ich glaubte erst, das sei jetzt eine Laune von ihm, das ginge vorüber. Ich war nicht zu Hause in Berlin, als er mir das sagte. Ich weinte die Nacht durch, tippte blödsinnige SMS in mein iPhone, die zwischen Liebesschwüren und Verfluchungen hin und her schwankten, und konnte mich einfach nicht fassen. Ich wäre ihm zu emotional, hatte er am Telefon gesagt. Nach der ersten schlaflosen Nacht löschte ich in Facebook den Beziehungsstatus. Dann scrollte ich seine Pinnwand hinunter, entfernte jedes noch so kleine Like von mir aus seinen Beiträgen, löschte die Gedichte, die Zitate, die gemeinsamen Urlaubsfotos und saß flennend vorm Rechner. Ich hatte eine Trennung nicht kommen sehen. Es gab überhaupt keinen Anlass. Als ich wieder nach Berlin fuhr, stand ich in einer halb leer geräumten Wohnung. Das war zu viel. Wie betäubt betrachtete ich die leeren Schränke, öffnete die Schubladen. Ich wollte ihm weh tun, so wie er mir gerade weh tat. Es war unerträglich. Die Wut stieg in mir auf: Warum hatte ich mich auf ihn eingelassen?

Ich blieb zu Hause mit den leeren Schränken. Gemeinsame Bekannte erzählten mir, dass die Italienreise schon vor dem Anfang unserer Beziehung geplant gewesen war. Er hatte mir Italien verschwiegen. Er wusste von unserem Ende, bevor es mit uns anfang. Das war nicht mehr der Mann, den ich liebte. Seine Maske fiel zu Boden, die er bis zum Schluss getragen hatte. Selbst wenn er zurückkäme, wäre es nicht mehr dasselbe. Ich wusste ja jetzt, dass ich für ihn von Anfang an ein Abenteuer auf Zeit gewesen war. Mir wurde eiskalt und ich fühlte mich benutzt. Er hatte alles mit sich allein ausgemacht. Ich hätte ihn nicht verlassen können. Ich begriff, dass ich außen vor blieb, egal, was ich tat, dass ich mit ihm allein zu zweit gewesen war. Echte Nähe hätte ich so oder so nie bekommen. Selbst wenn ich ihn noch einmal sehen würde, ich würde wegschauen. Ich könnte seinen Anblick nicht mehr ertragen, jetzt, wo ich ihn wirklich kannte. Mein Vertrauen war zerbrochen. Ich sah mit dem Wissen um Italien alles in einem neuen Licht. Ein kaltes, weißes Licht, in dem nichts mehr versteckt werden konnte, in dem wir alle nackt und frierend standen, unser Innen nach

Außen gestülpt. Er hatte mich schweigend ins offene Messer laufen lassen. Er würde es auch wieder tun.

Es war unser erster Urlaub. Der Wind wehte über das feuchte Gras, sodass es sich zur Seite neigte, leicht schimmerte und zitterte. Wir standen beide vor dem Museum der Fantasie und schwiegen. „Mechanisches Flächenland 1“, sagte er schließlich. „Das hat mir am besten gefallen.“ „Welches war das?“, fragte ich ihn. „Das mit den vielen Drachen und Burgen. Dem See in der Mitte. Ist dir das Einhorn aufgefallen, das sich links unten an die Burgmauer schmiegt?“ „Keine Ahnung.“ Ich wusste nicht mal, welches Bild er meinte. Wir gingen wieder hinein und ich bat ihn, es mir zu zeigen. Er stand vor dem Bild und erzählte, was er sah. Ich sah nicht auf das Bild, ich sah auf ihn. „Schau mal, hier unten ist so ein Haufen an Uhrwerk-Innereien und oben mittig schließen die gleichen Innereien das Himmelsgewölbe ab. Angehäufte Zeit“, sagte er mit funkelnden Augen. „Diese blauen Muster sind Fraktale. Mandelbrot. Und oben im Himmel ist auch noch eine Burg. Ein Himmel aus Puzzleteilen. Die weißen Segelschiffchen schwimmen auf dem stillen Wellenmeer, ein Schiff geht gerade unter und siehst du das eine Puzzleteil, das auch in den Wellen treibt?“ „Ja, klar.“ „Das ist vielleicht vom Himmel heruntergefallen. Eine ganze Welt in einem Bild. Faszinierend!“ Mein Blick wanderte zum Bild: „Ich wünschte, wir wären in so einem Bild.“ Er sah mich fragend an. „Ich wünschte, wir könnten diesen Moment festhalten. Wenn wir beide jetzt in dieses Bild gehen würden, bliebe die Zeit einfach stehen. Es gäbe kein Danach und kein Davor. Wir wären immer da. Zusammen glücklich, so wie jetzt.“ „Das ewig untergehende, weiße Segelschiff“, meinte er lächelnd. „So ähnlich“, entgegnete ich, „Wer möchtest du im Bild sein?“ „Hm“, er überlegte. „Ich möchte diese kleine, süße Eule sein.“, sagte ich. „Gut, dann bin ich der starke Löwe daneben“, antwortete er.

Eneas legte schließlich seinen Arm um mich und meinte: „Komm wir gehen.“ Während wir die Stufen hinuntergingen, fuhr er fort: „Ich will nicht, dass wir gefangen sind in einem Bild und sich nie was ändert. Ich habe noch was vor im Leben. Ich will reisen, ich will aufs

offene Meer und durch die Welt segeln, Drachen bezwingen, Burgen bauen, Luftschlösser in den Himmel aus Puzzleteilen setzen. Ich will ein Held sein und was erleben“. „Du bist mein Held“, sagte ich. Er küsste mich. Nach dem Kuss hatte ich einen bitteren Geschmack im Mund.

Ich war den ersten Abend bei ihm. Es regnete und stürmte draußen. Wir kuschelten uns unter die Decke, bauten uns eine kleine warme Höhle aus dem Bettzeug. Er erzählte mir ein Märchen von einer Kuhhirtin, die einen Rock aus Kuhfell trug und die so klug war, dass sie eine mächtige Herrscherin wurde. „Wie denn das?“, fragte ich ihn. „Ein Herrscher“, sagte Eneas, „versprach ihr so viel Land, wie sie mit ihrem Rock aus Kuhfell umspannen könnte. Da zog sie ihren Rock aus, schnitt ihn in dünne Streifen, legte sie aneinander und hatte ein erstes großes Stück Land. Darauf hatte es der Herrscher abgesehen, auch wenn er nicht mit dem klugen Kopf der schönen Kuhhirtin gerechnet hatte. Die Kuhhirtin jedoch verweigerte sich ihm und nahm sich schließlich das Leben, um dem Herrscher zu entgehen. Vorher aber war sie eine große Herrscherin.“ „Oh, das ist eine traurige Geschichte.“ „Was hättest du an ihrer Stelle getan?“, fragte er mich. „Das kommt drauf an. Wenn ich den Mann geliebt hätte, dann wäre ich seine Frau geworden und eine große Herrscherin geblieben.“ „Wahrscheinlich hat sie ihn nicht geliebt. Sonst wäre es ja einfach gewesen.“ „Das mag sein. Ich hätte ihn nicht gewollt, trotz aller Herrschaft. Aber sich das Leben nehmen, das ist schon sehr schlimm. Vielleicht hätte ich den Mut nicht gehabt und hätte furchtbar unter ihm gelitten.“ „Ja, vielleicht“ „Aber ein Glück ist es ja nur eine Geschichte.“ Er nickte. Wir lagen eng umschlungen unter der Decke und hörten den Regen an die Fensterscheiben prasseln. Ich überlegte, wie es wohl mit ihm wäre, fand die erste Nacht bei ihm aber zu früh dafür.

„Wenn dein Bauch das große Meer ist“, flüsterte Eneas mir ins Ohr, „dann ist meine Hand ein kleines Segelschiff. Schau mal!“, er strich sanft mit seiner Hand über meinen Bauch, „Es schippert durch die Wellen hinunter zum Tor.“ Ich grinste. „Was ist denn das für ein

Tor?“ "Das ist der Eingang zu einer neuen Welt, da kann nur ein ganz besonderes Schiff hineinfahren.“ „Ach so?“ „Ja“, sagte er, „ein Schiff mit großen weißen Segeln.“ „Haben nicht alle Schiffe große, weiße Segel?“ „Das mag sein, aber es ist das einzige Schiff, das über den Venushügel kommt, die anderen gehen vorher unter.“ Er kitzelte mit der Hand über meine Scham und ich lachte auf. „Na dann weiß ich jetzt endlich Bescheid.“, meinte ich. „Der Kapitän dieses Schiffes ist nämlich kein gewöhnlicher Mann.“ „Hm, das habe ich mir schon gedacht“, murmelte ich und kuschelte mich noch mehr an ihn. Er umschlang mich mit seinen Armen. „Nein, er ist von einer Göttin geboren worden.“ „Von welcher denn?“ „Von der Göttin Venus, deshalb kann er ja auch über den Hügel fahren.“ „Ah! Jetzt endlich wird mir alles klar. Deshalb darf er durchs Tor in die andere Welt.“ „Ja, genau deshalb darf er das.“ Wir küssten uns. Ich krallte mich an ihm fest und roch an seinen Haaren. Er wollte mich. Ich sagte ihm, das sei noch zu früh. Er grinste. Dann streichelte er mich weiter. Nach ein paar Minuten versuchte er es wieder und fragte mich: „Jetzt ist es aber nicht mehr zu früh?“ Er wartete die Antwort nicht ab, sondern verschloss mir den Mund mit Küssen. So sehr ich ihn wollte, wollte ich doch noch warten. Er tastete sich mit der Hand vor. „Das ist aber ein ziemlich offenes Tor!“, meinte er. Mit großen Augen sah er mich an: „Bitte, bitte!“ flüsterte er. „Versprichst du mir, dass du mich nie verlässt!“, antwortete ich. „Niemals!“ Ich war unentschlossen, hatte ich mir doch geschworen noch zu warten. Doch ich wusste, dass ich, wollte ich es verhindern, den besonderen Abend zerstören und ihn enttäuschen würde. Ich liebte ihn und ließ es geschehen. Langsam drang er in mich ein. Erst tat es weh, dann entspannte ich mich. Wir hingen ineinander. Er bewegte sich auf mir. Schließlich hielt er inne, ließ mich los und ergoss sich auf meinem Bauch. Als er nach Taschentüchern suchte und auf die kleine Pfützte schaute, sagte er in Gedanken: „Weiß ist eine unschuldige Farbe.“

dô nam der hêre Ênêas
die frouwen under sîn gewant.
wol geschaffen her si vant.
her begreif si mit den armen.
do begunde ime irwarmen
al sîn fleisch und sîn blût.
dô heter manlîchen mût,
dâ mite gwan er di oberen hant;
der frouwen her sich underwant.
in ne was nieman nâ,
si beidiu wâren eine dâ
vile schône was diu stat.
minnechlîche her si bat,
daz si in gewerde
des si selbe gerde,
(iedoch sprach si dar wider)
und er legete sie dar nider,
alsez Vênûs geriet:
sine mohte sich erwerben niet.
her tete ir das her wolde,
sô daz her ir holde
manlîche behielt.
ir wizzet wol, waz des gewielt.

In meiner Moabiter Höhle

Habt ihr mich entdeckt!
hier in der Birkenstraße zehn Jahre, länger
neben dem Gefängnis wie im freien Fall
ich komme nie auf, komme nie an
schwebe doch schließlich
knapp über den Boden.

Moabit ist eine Insel, ja wirklich
Bei der alten Markthalle im Café
kann ich mich neu erfinden.
mehr als drei fremde Gesichter
hier weiß keiner den Weg so genau
Straßen legen sich zwischen uns.

Die Vögel singen.

Happy End

Ingwertee und Aloo Gobi
Baklava, Bulgursalat
Was bleibt nach Corona?

Mancher hat nur noch einen Hund.
Hey, komm, die Sonne scheint!
Zu Ostern gab's Schnee.

Mit dem Habibi im Arm
,Viva la Vulva' an der Wand
Ey Digga, seh' ich auch so.

Hipsterbärte, laute Bässe!
Heute noch nichts vor?
Thaimassage renkt das wieder ein

Poly Mono Single – What the Fuck!
So ein Stück Normalität
wäre jetzt auch nicht verkehrt.

Rückkehr ins Nirgendwo.

Nach Hause

Die Partystadt ist grau am Morgen
Trotzdem läuft ein Fuchs an dir vorbei.
Komm Alter, gehst jetzt nach Hause.

Auch wenn du nicht mehr pennen kannst,
glaubste kaum, da stehen Leute vor der Kirche
Dominikanerkloster mit Garten und so.

Das hat dich jetzt doch gepackt
hast dich abgeschossen, längst verloren
Nach Hause – ein Versuch ist es wert.

Das Nest

Er baute ihr ein Nest. Er baute ihr da in Braunschweig ein Liebesnest.

Erst hatte er nur gefragt, ob Braunschweig oder Leipzig, aber sie wollte nichts davon wissen. Er sollte das allein entscheiden und außerdem glaubte sie ihm nicht. Als er sich für Braunschweig entschied, lag er noch mit ihr im Hotel. Das Hotelzimmer war eng und es gab nur das Bett in der Mitte. Nachts um vier sprang sie auf, radelte noch nach Hause, weil sie einfach nicht schlafen konnte in diesem engen Hotel, das keine Wohnung war und kein Zuhause und alles sich falsch anfühlte darin. Das sagte sie ihm auch. Das Hotel hatte kleine blaue Herzen als Bonbons am Empfang und sie dachte, kalte Herzen aus Eis, blauem Eis. Ja, sie waren beide kalt geworden an anderen vorher und sie liebten sich zwar, aber sie glaubten sich nicht. Dann war er plötzlich wirklich in Braunschweig. Sie erschrak.

Er besorgte eine Ferienwohnung. Ein Zimmer mit zwei getrennten Betten. Die Treppe zum Zimmer war eng und steil. Sie nahm die Wolldecke und lag darunter ohne Kissen. Auf der Wolldecke war ein Drache, ein blauschwarzer Drache. Er hielt ihr den Mund zu, als sie sich liebten, der Nachbarn wegen. Sie konnte immer noch nicht neben ihm schlafen und sah ihn die halbe Nacht über an. Er drehte sich hin und her, verschränkte seine Arme im Schlaf. Als er erwachte und ihr Blick auf ihm ruhte, erschrak er.

Sie saßen beim Italiener, er fragte sie nach ihrer Kindheit und den Geschichten. Er sagte, darüber solle sie schreiben. Sie könne darüber nicht schreiben. Er wollte ihre Mails nehmen und zu einem Buch zusammenfassen. Das ginge nicht, sagte sie, das ist zu nah an ihr dran. Wenn er böse war mit ihr, dann sagte er, er diene doch nur als Vorlage für den nächsten Roman. Sie wusste nichts zu entgegnen. Sie schrieb immer und sie konnte das nicht ändern. Wenn er glücklich war, sagte er, sie sei Schriftstellerin und er würde sie kennen. Das war seltsam, weil er sie nicht von davor kannte, aus dem Davor, wo sie nur geschrieben hatte, ohne Schriftstellerin zu sein. Das kam erst viel später, dieses Bild, das sie absonderte von den anderen.

Er zeigte ihr ein Fenster, als sie abends durch Braunschweig spazierten und sagte, da wäre eine Wohnung frei. Sie glaubte ihm wieder nicht. Sie gingen umher, sie verlor die Orientierung. Er wollte sie nicht an der Hand fassen, sie durfte sich nur einhenkeln. Bei jedem Schaufenster fragte er sie nach ihrem Geschmack. Aber sie antwortete ausweichend, fand andere Dinge schön als er. Das wäre ihm wichtig, sagte er, und sie schwieg.

Dann mietete er die Wohnung und fing an zu bauen. Er fuhr alle zwei Wochen etwas von Köln nach Braunschweig mit dem Auto. Es gab ein rotes kleines Sofa, das er noch hatte und die Stühle oder Bänke, sie wusste nicht, was genau es war, sahen aus wie große Kaugummis. Sie waren wohl teuer, aber sie waren aus Plaste und sie mochte Holz lieber und mochte echte Stühle auch lieber als dieses Plastezeugs. Jedenfalls war es ihr nicht so wichtig. Wichtiger war, dass sie nie zusammenziehen würden, denn das würde sie gar nicht aushalten können und darin waren sie sich einig. Die Vorhänge hingen bis auf den Boden. Die Dusche wurde rausgerissen und neu gemacht, weil er irgendwo Schimmel entdeckt hatte. Er kaufte eine Matratze für beide und eine zweite nur für sie, wenn sie allein schlafen wollte, drüben im anderen Zimmer. Seine Garderobe hing auf einem Gestell, nicht in einem Schrank. Es gab einen kleinen Tisch, der war lila. Er wollte den Fußboden anders machen, der störe ihn. Einmal saß er in der Küche und sah sie durchdringend an, da wusste sie, dass er liebte. Sie hatten immer zu wenig Zeit füreinander, weil sie zu viel Angst miteinander hatten. Sie hatten beide immer Angst, was wohl kommen würde.

Er verletzte sich oft. Nachts wachte er auf. Eine Wespe lag auf seinem Kopfkissen und hatte ihn in den Arm gestochen. Keiner der beiden wusste, wo sie herkam. Sie musste schon lange im Zimmer sein. Er nahm Zellstoff und tötete das Tier, spülte es die Toilette hinunter. Dann trat er sich etwas in den Fuß, einen winzigen Splitter, obwohl er gesaugt hatte. Es blutete. Die Hand riss er sich auf beim Bauen der Spüle und wollte erst kein Pflaster drüber kleben und klebte schließlich doch eines drüber. Sie half ihm und er sagte, es wird wehtun, wenn er es wieder abziehe, weil darunter Haare sind. Da

fühlte sie sich schlecht und er sagte, aber es wären ja überall Haare, egal wo das Pflaster klebte.

Er bastelte schon die ganze Zeit an der Küche herum, wollte ein Stück raussägen an der Spüle, weil es sonst nicht passte. Sie aßen beide Schokolade. Nachts lag sie neben ihm und hörte Wasser plätschern. Ihr war, als höre nur sie es und er sagte, nein er höre es auch. Der Nachbar duschte. Er baute immer weiter. Er kaufte Teppiche für sie, obwohl er Teppiche nicht mochte. Dann brachte er eine Lampe an, eine blaue Lampe so aus Blech vielleicht, sie hatte dieselbe Farbe wie sein Shirt. Ein knalliges Blau. Die Lampe hielt erst nicht und er bohrte noch ein paar Schrauben in die Decke.

Sie waren wie zwei Vögel, sie flogen durch Deutschland, er aus Köln und sie aus Berlin und sie flogen in dieses Nest. Das war wie ein Ort, den es gar nicht gab oder den es vielleicht mehr gab als die anderen Orte, als das Alltägliche, der hatte mehr Berechtigung oder weniger, sie konnte es nicht genau sagen. Jedenfalls war er da und war unwirklich, gerade weil sie ihn so sehr empfand. Das machte was mit ihr. Sie konnte eben nicht einfach sich umdrehen und gehen, wenn es die Wohnung gab, diesen Fußboden aus Holz. Wenn man unten reinging, roch es wie Schwimmbad erst, Kacheln waren an den Wänden und sein Name stand immer noch nicht am Klingelschild. Ein wenig wie gespielt klang es, wenn er ‚Schatz‘ sagte, als würden sie etwas spielen, ein Paar spielen, etwas, dass er so nicht kannte. Er kannte nur alles andere. Die Wohnung hatte zwei Zimmer und einen großen Flur, der eigentlich kein Flur war, auch eher ein Zimmer. Sie hatten sich darin eingenistet, sie waren Vögel, waren zusammen frei und wollten es auch bleiben.

Abends aß er nur Joghurt und er duschte oft und zog jeden Tag frische Socken an. Sie war anders, sie blieb einfach liegen in seinem knallblauen Shirt und träumte und rollte sich ein. Er diskutierte auf dem Bett mit ihr und sie war böse mit ihm, aber da sie so oft miteinander schliefen, konnten sie sich nicht so viel streiten. Einmal heulte sie. Da nahm er sie hoch und trug sie zum Bett, er war hilflos dabei und sie beruhigte sich wieder von allein.

Er sagte, ihn störe dieser Geruch nach Farbe und er wollte unbedingt noch dies und das aufbauen, er konnte nicht aufhören mit dem Bauen. Sie fragte sich, was kommt, wenn die Wohnung einmal fertig ist? Ist es dann zu Ende? Oder sind sie dann so zusammengewachsen, dass es ewig gehen würde? Nach einer kleinen Weile fanden sie heraus, dass sie grundverschieden waren voneinander, dass vor allem und ausschließlich ihre Körper wussten, was sie wollten. Ihre Körper waren voller Willen und sie probierten am Anfang sich zu wehren und mussten doch entdecken, dass es nichts brachte. Es tauchten andere auf, da und dort mit der Zeit, Verlorene, Vergessene, traurige Geschichten. Das Nest blieb. Es war etwas, das hielt. Er baute und sie verstand. Es war etwas, dass nur aus dem Bauch heraus geschah. Sein Bauch tat ihm jedes Mal weh, wenn er wieder zurückfuhr. Das Leben zerrte und riss an ihnen zwischen Köln und Berlin, aber Braunschweig blieb.

Ihn störte, dass die Wohnung nicht fertig war, sie störte es nicht. Manchmal spürte sie seinen Gang tief in sich drin. Sie überlegten, ob sie Familie oder Freunde einander vorstellen sollten. Aber dann verwarfen es beide wieder, denn es sollte nur dieses Nest geben und wenn sie dort waren, sollte es nur sie beide geben und alles, was von außen hineinwehte, wurde wieder rausgekehrt. Nichts sollte sich ändern, jetzt wo einmal etwas gut war.

Manchmal machte sie die Fenster zu, die er aufgemacht hatte. Unten im Haus war ein Café, und die Leute lärmten abends noch. Sie versuchten zusammen eine Folie ans Küchenfenster zu kleben, damit die da draußen nichts sehen können, aber die Folie fiel wieder ab. Dann probierten sie herum und stellten fest, dass es wohl die falsche Seite gewesen war und die andere Seite klebte. Abends lagen sie auf dem Teppich und schauten Film. Er kuschelte mit ihr und setzte sich dann doch wieder auf das Sofa. Sie bauten weiter, kauften und brachten mit.

Er wartete, dass sie gehen würde, sie aber blieb.

Am Fenster

Gegenüber wohnte ein Mädchen, ich weiß nicht, wie lange schon. Sie schaute oft aus dem Fenster. Ich dachte erst, sie würde rauchen. Aber sie schaute nur. Nicht nach unten auf die Straße, sondern geradeaus. Einmal hat sie gewunken. Zaghaft hob sie die offene Hand und ließ langsam die Finger sinken. Ich glaubte erst nicht, dass sie mich meinte und trat unruhig beiseite. Als ich Minuten später hinausschaute, stand sie immer noch da. Ich begriff, sie sah mich an. Wir hielten lange den Blick. Ich überlegte, ob sie mich hinter der Scheibe überhaupt sehen konnte und ließ das Licht brennen. Es musste so sein, denn zwischen uns entwickelte sich ein Spiel. Immer wenn ich blinzelte, schloss sie ihr Fenster wieder. Ich stand also wie erstarrt, um sie zu halten. Und trotzdem: Ich verlor jedes Mal.

Meine Tage teilten sich seitdem in gute Tage, wenn ich abends ihren Blick, solange ich konnte, genoss und schlechte Tage, an denen das Fenster verschlossen blieb. Ich sah, wenn sie das Licht löschte und wusste, kurze Zeit später würde sie das Fenster öffnen und zu mir sehen. Ich wollte mir ihre Stimme vorstellen, ihren Geruch, es gelang nicht. Wir sahen uns nur an.

Eines Abends mitten im Oktober putzte sie ihr Fenster. Sie stellte sich auf das Brett, dass mir schwindelte und schaute herüber, immer wieder. Es war, als verlangte sie von mir eine Reaktion. Ich öffnete meines, wollte etwas rufen, traute mich aber nicht. Mir wurde kalt. Jeden Abend saßen wir vor geöffneten Fenstern und schauten. Was hätte ich darum gegeben, bei ihr zu sein. Einmal die Farbe ihrer Augen zu sehen, ihren Atem zu hören, zu fühlen, dass sie warm ist. Später fing sie an, am offenen Fenster zu tanzen. Verrückt, dachte ich. Es war die Zeit, als ich zum ersten Mal unser Spiel gewann. Sie schaute zuerst weg. Ich lächelte triumphierend. Sie hatte keinen Grund zu gehen. Ich wartete. Sie schmiegte sich an den Rahmen wie eine Katze. Ich setzte mich auf die Fensterbank mit angezogenen Beinen, betrachtete abwechselnd sie und den von Schnee und Kälte nachtweißen Himmel. Sie tat es mir gleich. Sie wünschte mir einen

schönen Abend, ich wünschte zurück. Dann trennten wir uns. Ich hatte ihre Stimme gehört. Ein paar Tage konnte ich die Erinnerung halten, bis sie mir entglitt.

Ohne es zu bemerken, begann ich nach ihr zu suchen. Ich ging ständig einkaufen, schlich vor ihr Haus und versuchte ihren Nachnamen herauszufinden, machte Spaziergänge, fing an zu trödeln. Nichts. Als ich wieder vor der Haustür stand, ergriff ich die Gelegenheit und fragte einen älteren Mann nach ihr. Ich beschrieb sie und sagte, ich hätte den Nachnamen vergessen, er zeigte auf ein verblichenes Schild rechts abseits, der Name war schlecht lesbar. Aber ich wusste nun, wo ich klingeln konnte. Dann hielt er mir die Tür auf, ich ging hinter ihm hinein. Das Treppenhaus war dunkel und es standen ein paar Pflanzen auf den Fensterbänken. Ich liess ihn nach oben eilen und schlich wieder hinaus. Zurück in meiner Wohnung gewann ich meine alte Sicherheit wieder. Wäre ich ihr jetzt begegnet, dann hätte sie wohl gedacht, ich spioniere ihr nach. So wollte ich sie nicht treffen.

Am nächsten Morgen fand ich einen abgerissenen Zettel im Briefkasten. Darauf stand: „Der Himmel ist hell heute.“ Es war mit Bleistift geschrieben. Ich konnte nichts damit anfangen. Kam der Zettel von ihr? Abends schlich ich zur Klingel und verglich die Schrift. Es schien mir dieselbe zu sein. Wollte sie mir sagen, dass sie in guter Stimmung war? Ich fing an zu rätseln, suchte den Satz im Netz, vielleicht war es ein Zitat, fragte auch ein paar Freunde. Ich wusste nicht weiter. Den Zettel trug ich von da an im Portmonee. Ich dachte schließlich, mit einem kleinen Zettel kann man nichts falsch machen, schnitt behutsam ein Stück Papier zurecht und schrieb in meiner schönsten Schrift darauf: „Die Sonne scheint.“ Ich war mir inzwischen sicher, dass der Zettel von ihr war. Im Torbogen stehend, sodass sie mich aus dem Fenster nicht sehen konnte, wartete ich, bis jemand kam und die Haustür aufschloss. Nach zwanzig Minuten stellte eine Frau ihre Einkaufstüten vor der Tür ab und suchte nach dem Schlüssel. Ich ging zügig auf sie zu und hielt ihr die Tür auf. Schon stand ich vor den Briefkästen und suchte ihren Namen. Hier war er besser zu lesen: Stalens hieß sie. Ich warf meinen Zettel in den Briefkasten und ging. Dann wartete ich. Mehrmals am Tag schaute

ich in den Briefkasten, er war leer. Ich suchte auch die Werbung durch, saß die Abende am Fenster. Hoffte. Dann schrieb ich einen zweiten Zettel. Ich schrieb, dass ich der vom Fenster gegenüber sei und sie gern sehen würde. Das war deutlich. Ich schlich mich wieder zu ihrem Briefkasten. Nachdem ich den Zettel eingeworfen hatte, war ich zufrieden. Jetzt fing es endlich an. Ich wartete. Die Stunden wollten nicht vergehen. Irgendwie brachte ich die Woche zu Ende. Die nächste Woche kam. Sie öffnete das Fenster nicht mehr. Sie machte kein Licht und ich versuchte ihre Gestalt zu errahnen. Jeden Abend stand ich am offenen Fenster, hoffend, nur um es wieder zu schließen. Ich träumte tagsüber, nachts. Mein Zimmer war aufgeräumt, seitdem ich von ihr wusste. Ich stellte mir vor, wie sie auf meinem Stuhl saß und ich ihr nichts sagen konnte, wie sie umherging, alles betrachtend. Am Sonntagabend öffnete ich das Fenster nur zum Trotz. Da riss sie ihres auf. Gespannt ruhten ihre Augen auf mir. Ich wünschte einen schönen Abend, sie wünschte zurück. Ich fragte, wie es ihr ginge. Sie zuckte mit den Schultern. Ich schloss das Fenster und trat beiseite. Mein Körper presste sich an die Wand. Ihre Stimme. Ganz tief grub ich ihre Stimme in mich ein. Sie versuchte mich zu locken. Die Nacht lag ich wach, redete mir Mut zu: Morgen fängt alles an. Morgen öffnet sie die Tür, lässt mich hinein. Aber was dann? Wir werden sehr verlegen nebeneinanderstehen, vielleicht umarmt sie mich zur Begrüßung.

Ich ging den nächsten Abend hinunter, ging über die Straße, stand vor der Haustür und drückte die Klingel. Nichts passierte. Ich wartete. Ich wusste, sie würde öffnen. Sie brauchte Zeit. Ich wollte sie nicht bedrängen. Sie wird öffnen. Ich stand lange Zeit unbeweglich. Sie hatte es nicht gehört. Ich klingelte wieder. Leise fing ich an zu zählen. Bei dreihundert tat es weh. Sie machte nicht auf. Ich zählte weiter. Sie hatte Angst. Vierhundertzwölf, vierhundertdreizehn, vierhundertvierzehn. Ich bin ihr egal. Vierhundertfünfzehn, vierhundertsechzehn, vierhundertsiebzehn. Sie hat gar nicht zu mir geschaut. Vierhundertachtzehn, es ging nie um mich. Vierhundertneunzehn, ich bin ihr lästig. Bei fünfhundert kehrte ich um. Etwas in mir ist zerbrochen.

Die Gedanken brennen. Manchmal gehe ich geduckt durch die Wohnung, nur um allein zu sein, nachdenken zu können. Die Jalousien will ich nicht runterziehen. Ich finde keine Ruhe mehr. Meine Wohnung ist kalt, Heizen ist sinnlos geworden. Das Fenster steht ständig offen. Diese Angst. Ich verkrieche mich unter die Decke. Zum Fenster, zum Klo, zum Briefkasten. Bei ihr brennt Licht, aber sie kommt nicht ans Fenster. Jetzt ist es dunkel. Ich warte umsonst, mache das Fenster zu. Ich liege mit Klamotten im Bett, den Zettel in der Hand. Es klingelt. Ich halte die Luft an und kann nicht aufstehen. Sie wartet. Ich kann nicht. Es klingelt wieder. Ich vergrabe meinen Kopf ins Kissen und möchte schreien. Dann bleibt es still. Sie geht. Mein Körper krampft sich zusammen. Ich habe sie verloren. In Gedanken sehe ich, wie sie die Straße überquert, nach dem Schlüssel sucht, nicht zurückschaut. Sie weiß, ich bin da.

Seit Tagen hängt ein dunkelgrüner Stoff vor ihrem Fenster. Sie schaut nicht mehr zu mir. Ich stehe öfter vor ihrem Haus. Sie hat mich längst vergessen. Mit jedem Tag verliere ich an Mut. Das Fenster bleibt verschlossen, der Stoff hängt davor. Manchmal öffne ich mein Fenster noch, nur für Minuten. Es ist zu kalt. Jetzt noch klingeln? Nein. Die Zeit tut weh. Ich bin ganz Erinnerung. Ich versuche, nicht mehr zum Fenster zu schauen. Nur noch fünfmal am Tag, bin zufrieden, wenn ich es schaffe. Jetzt schlafe ich in der Küche, verbanne ihr Bild, streiche sie aus meinem Kopf. Doch alles ist blass.

Heute bin ich wieder so früh wach. Zum ersten Mal seit Wochen lichten sich die Wolken. Dabei hatte es gestern noch geschneit. Ich stehe auf und mein Blick schweift hinüber. Da sitzt sie auf dem Fensterbrett und ihre Beine baumeln im Wind. Sie zittert. Sie sieht mich an. „Du hast es nicht gesagt“, ruft sie mir entgegen. „Was?“ „Du hast es nicht gesagt“, ruft sie noch einmal. Ich bin hilflos. Dann sagt sie: „Der Himmel ist hell heute.“ und ich bekomme so eine Angst in mir und kann mich nicht mehr bewegen. Sie sagt: „Der Himmel ist hell heute, aber die Wolken sind schwarz.“ Sie holt tief Luft. Sie springt.

Die Schnittmenge

Zwischen A und B gab es einen Schnitt. Es war ein sehr gerader Schnitt, einer von der Sorte, die Papier hinterlässt, wenn es plötzlich zwischen den Fingern bewegt wird. Der Schnitt konnte nicht umgangen werden.

Zwischen A und C gab es weder einen Schnitt noch Papier. Es gab kein Dazwischen. C fiel in A. Der Schnitt von A durch B konnte mit C verkleinert werden.

Der helle Sklave, der dunkle Gott

Dem Berlin, das ich kennenlernte, fehlte die Mitte. Ich fühlte mich, seit ich hier war, ständig wie im freien Fall und wusste nicht, wo ich aufschlagen würde. Im Rückblick hatte sich alles gut entwickelt, aber mittendrin war es manchmal kaum zu ertragen. Umgeben von verlorenen Seelen, die sinnlos umherstreiften, von Entdeckern, Arbeitsscheuen, Partygängern fühlte ich mich wie in einem Sog an pochender Energie, die alles an sich riss und entweder lähmend oder übermäßig hektisch wirkte. Keiner war hier wirklich zu Hause. Alle waren fremd. Sich selbst fremd und einander fremd. Es gab die, die immer wieder die Kreise wechselten, die Menschenwegwerfer, und es gab die, die eine Gegenströmung dazu bildeten, die besonders festhielten. Ich gehörte zu denen, die festhielten. Die Stadt war der Inbegriff des Wandels. Ich spürte hier, es ging sehr weit bergauf, aber auch sehr weit bergab. Alles war möglich. Nur die Mitte, die war wirklich selten vertreten. Die meisten blieben hier nicht länger als zwei Jahre. Sie hielten es nicht aus und gingen wieder.

Einen Künstler traf ich mal, irgendeinen vom Film, er sagte, er hielte schon sechs Jahre durch und alle meinten immer, du musst durchhalten, irgendwann kommt es, dann kommt der Durchbruch und dann läuft alles andersherum, aber es kam nicht bei ihm. Bei mir ging es zwischen dem zweiten und dritten Jahr los, die Dinge entwickelten sich. Für mich funktionierte die Großstadt. Doch ich wurde eine andere. Ich lernte genau zu wählen, meine Zeit immer besser einzuteilen. Ich lernte, mich zu fokussieren und ich veränderte mich. Ich lernte, vor allem an mich zu denken, lernte Dinge loszulassen, die mir nicht guttaten, lernte die Menschen ohne ihre Masken kennen. Denn hier gab es immer genug Auswahl an menschlichem Material, es gab immer einen neuen Zug, auf den man springen konnte, wo sich immer das Gleiche in anderer Form wiederholte. Die meisten gaben sich nicht so große Mühe, alles drehte sich nach dem Wind des Erfolges, die Dinge passierten hier schnell oder gar nicht. Ich wurde

in dieser Stadt vielleicht ein wenig erwachsen, vielleicht wurde ich auch desillusioniert oder rau und dennoch war ich für viele Menschen immer noch das kleine Mädchen, unverbraucht, vertieft in das Studium, auf einer Weise gemocht, weil ich doch diese Mitte in mir fand, nicht immer, aber immer öfter, die so viele nicht mehr in sich trugen. In der Stadt der Alternativen, der Selbstdarsteller und Lebenskünstler war vielleicht gerade das Normale, das Geerdete, das Gewöhnliche gemocht. Man kannte hier alles, aber nicht das. Jeder versuchte noch hipper, noch alternativer, noch cooler zu sein. Zur einen Alternative bildete sich eine weitere aus und noch eine. Es trieben immer neue Sprösslinge der Szenen und Unterszenen und Unterunterszenen hervor. Ich machte meinen Kram, saß in der Bibliothek und kam ganz gut voran. Das war meine Antwort auf das Gefühl des freien Falls, der Angst vor dem Aufprall und des alltäglichen Wahnsinns. Lesen, arbeiten, bei mir bleiben. Innenschau. Der Weg vom Ich zum Wir war lang geworden. Ich hatte eine Grenze gezogen, einen kleinen Schutzwall errichtet und dennoch versuchte ich wenigstens mich zu öffnen, wenn auch nur noch behutsam. Die Menschen dieser Stadt liebten Tiere, sie liebten die Hunde und die Katzen. Denn die Tiere verließen sie nicht. Manche waren ihrem Tier vielleicht näher als einem Menschen. Es lebte sich in einer Haltung der Erwartung, immer ein wenig aufgeschreckt, nie ganz zur Ruhe kommend, nie ganz vertrauend. Es war aber auch eine Stadt der Geschenke und wer gelernt hatte, auf den Wellen des Unerwarteten zu segeln, wer sich dem Wind offen hinhielt und das Gefühl des freien Falls leben konnte, ohne zu verkrampfen, dem boten sich alle Möglichkeiten. Nur denen, die sich im Schweben hielten, als stünden sie auf festem Grund, offenbarte sich die Stadt und öffnete ihre Tore. Die anderen klammerten sich an die Steine der Mauern und suchten blind nach Eingängen oder verloren sich gänzlich in einem sie erfassenden Strudel von Dunkelheit. Berlin pulsierte. Es raste zwischen oben und unten, ohne Mitte. Aber das Oben und das Unten hatten eine ganz eigentümliche Verbindung hier in dieser Stadt. Im Winter pfiß eiskalter Wind durch die riesigen, leeren Straßen Berlins. Im Sommer war es ein fröhliches Treiben. Wer den Winter

hier überlebte, begrüßte die Sonne und ihre Wärme mit tiefem Empfinden. Es war ein Fest, ja eine Hochzeit des Lichts, nach den grauen, immergleichen, einsamen Tagen. Jetzt kam in langsamen Schritten der Frühling. Die Last des Winters und der eisigen Straßen fiel von allen ab wie ein schwerer Schatten. Berlin war grün und dazwischen voller Farben. Ich saß wieder einmal in der Bibliothek und vielleicht zog gerade jetzt irgendwo das Leben vorbei, ich ließ mich davon nicht beeindrucken und schaute in die Bücher. Neben mir der angekaute Bleistift, ein paar Notizblätter, dann der Rechner, ein Stapel Sekundärliteratur über den Machtbegriff Michel Foucaults, ein Buch davon aufgeschlagen. Ich las darin: Michel Foucault dachte sich die Macht nicht in einem System von oben herab, also nicht repressiv, sondern zwischenmenschlich. Die Macht war überall, keiner konnte sich ihr entziehen. Machtstrukturen entstanden einfach, wenn sich menschliche Beziehungen herausbildeten. Ich machte mir Notizen, unterstrich und tippte ab und zu in den Computer.

„Ist es nicht ein erschreckend schöner Anblick, wie das Licht durch die farbigen Fenster vereinzelte Strahlen wirft und der Staub in der Luft tanzt, leicht und ruhelos?“ Ich schaute von meinem Arbeitsplatz auf. Vor mir stand ein gutausssehender Mann, vielleicht 36, seine wachen Augen ruhten auf mir und die sanften Gesichtszüge wurden von dunklen Locken umspielt. Mit dem offenen Blick wirkte er fast wie ein großes Kind, beschwingt und heiter, aber auch ein wenig verloren und in sich gekehrt, eine aufregende Erscheinung, unnahbar, doch anziehend. Unter dem schlichten Pullover ließ sich ein dunkelgrünes Hemd erkennen, ein Buch hielt er in der Hand. Es war eine Essaysammlung von Albert Camus. Ich wusste auf seine befremdliche Bemerkung keine rechte Antwort und nickte zustimmend. Er war wohl zum Vergnügen in der Bibliothek. Wir stellten uns vor: „Ich heiße Azra.“, sagte ich zu ihm und er entgegnete: „Dominik“. „Was liest du?“, fragte ich mit einem Blick auf sein Buch. „Ich habe gerade noch einmal eine kleine Erzählung von Albert Camus gelesen. *Licht und Schatten*. „Aha.“, gab ich zur Antwort. „Darin geht es um eine Frau, die sich von der Erbschaft, die ihre verstorbene Schwester hinterlässt, eine kleine Gruft kauft“, erzählte

er weiter. „Sie lässt ihren Namen anbringen und bereitet sich auf das Sterben vor. Fremde schmücken das Grab mit Blumen an Allerheiligen aus Mitleid, weil sie glauben, die Frau sei schon tot und nicht bedacht worden.“ Nach einem kurzen Zögern sagte er: „Es geht um Menschen, die von anderen schon als tot angesehen werden, obwohl sie eigentlich noch leben.“ „Mhm. Das ist ein ziemlich düsteres Thema, oder? So ganz zu deiner ersten Frage nach dem Sonnenlicht und dem schönen Anblick passt es nicht.“ „Das ist Ansichtssache“, entgegnete er. „Für manche gehört der Tod auch zum Leben, gerade in den intensivsten Augenblicken scheint mir beides doch untrennbar verbunden zu sein.“ „Wenn du meinst!“ Ich wusste nicht, was ich darauf antworten sollte. Wir saßen noch eine Weile nebeneinander. Ich arbeitete, er las. Schließlich brach ich auf. „Kommst du wieder?“, fragte Dominik. „Ja natürlich, wieso denn nicht?“ „Bist du morgen wieder in der Bibliothek?“ „Ja.“, entgegnete ich. Wir verabschiedeten uns. Er brachte mich zur Tür. Seine Hände waren kalt und ich nahm sie in meine. Wir standen eine Weile so da. Sie wurden kaum wärmer. Schließlich riss ich mich los.

Dominik kam von da an öfter in die Bibliothek. Die anfangs fremde und verlorene Erscheinung wich schnell bei den Gefühlen von Freude und Neugier. Jeden zweiten oder dritten Abend begegnete ich ihm in der Bibliothek und wir unterhielten uns. Ich verliebte mich bei diesen tiefsinnigen Gesprächen. Dominik hatte so andere Ansichten, so unerwartete Wendungen, sein schier endloses Wissen faszinierte mich. Wenn wir in der Bibliothek saßen, ganz hinten vor dem bunten Fenster, wo uns keiner störte, berührte er mich ab und zu etwas zu lang. Manchmal las er ein Buch und blieb bei mir, während ich schrieb. Er stellte sein Bein an meines beim Erzählen. Es war eine unausgesprochene Bindung. Und gerade weil sie unausgesprochen war und so unmittelbar körperlich, war da ein Einverständnis zwischen uns, das in Worte nicht zu fassen war. Ich ließ mein Bein oder meinen Arm dort, wo sie waren und genoss die Nähe. Er las in seinem Buch und legte seine Hand auf meine, während er sprach. Ich lehnte mich leicht zu ihm und sog die Luft tief ein, um an

ihm zu riechen. Er redete von der letzten Erzählung, die er gelesen hatte. „Ich liebe Camus“, erzählte er. „Alles ist so empfunden. Alles ist Gefühl und dennoch ist alles Gefühl an ihm Gedanke. Die Gefühle bringen die Gedanken zur Welt, es sind empfundene, herausgefühlte Abstrakta. Er kann konkret und dennoch abstrakt sein. Ich weiß überhaupt nicht, wie er das macht. In *Der Hochzeit in Tipasa* fühle ich das Meer, die Luft, die Sonne, die Blüten, alles fühle ich so, als wäre ich es, der dort säße oder im Sand läge. Und aus dieser unglaublichen Nähe erschafft er seinen Geist. Alles lebt, vielleicht ist es sogar lebendiger als die wirkliche Stadt. Heidegger sah in einem Bild von Van Gogh das Wesen der abgebildeten Schuhe. Die Wahrheit der Schuhe oder des Brunnens konnte in der Kunst offenbar werden. Ihr Wesen wurde aus dem Verborgenen ans Licht geholt. Die gemalten Schuhe sind wahrhafter als die wirklichen Schuhe. Beim Betrachten des Bildes lässt sich das Wesen der Schuhe erkennen. Die Innenschau, die uns entführt, so würde ich meinen, wirkt stärker als der eigene Blick nach draußen. Ein anderes Innen trifft uns in seiner Tiefe mehr, als wir selbst mit den eigenen Augen an Tiefe empfinden können. Und vielleicht ist es auch so mit der Sonne. Die Sonne in Camus Erzählung ist eine viel wirklichere Sonne als die Sonne da draußen, so stelle ich es mir jedenfalls vor. Ich suche oft die Sonne, ich schleiche um sie herum. Ich philosophiere über sie, nähere mich ihr an, suche nach Ähnlichem. Ich kann die Angst vor der Sonne an manchen Tagen nicht ertragen. Es keimt der Wunsch in mir auf, mich in diese Angst hineinfallen zu lassen, um sie endlich ganz auszulöschen, ja um sie zu verbrennen in mir. Das Licht wirft einen langen Schatten auf mich, einen unerträglich langen Schatten. Camus spricht von der Wahrheit der sich vereinigenden Körper, er schreibt, er werde ‚... bewusst und gegen alle Vorurteile eine Wahrheit bekennen: die Wahrheit der Sonne, die auch die Wahrheit meines Todes sein wird.‘“, las Dominik vor. Dann vertraute er mir an: „Ich wollte ein Gott sein, ich wollte einmal über den anderen thronen, aber ich bin feige und immer jeden Tag aufs Neue, wenn die Sonne aufgeht, entdecke ich den Anblick meiner Angst und da bin nur noch ich, die anderen sind längst verschwunden, vorüber gezogen in

ein anderes Land. Ich wollte ein dunkler Gott werden, aber ich bin ein heller Sklave geworden. Ich schleiche um meine Fesseln, die Orte, die ich meide, sind die Orte, die ich sehe. Ich schaue nicht in die Dunkelheit, ich habe sie ganz vergessen, ich schaue immer nur zum Licht, dass ich nie vollkommen erreichen werde. Immer nur dorthin, es ist so unschuldig, es ist gewollt und geliebt, es ist das, was ich nicht habe, was ich für ein paar Momente in dir habe. Das sind die Momente, in denen ich kurz aufatme, in denen ich für Augenblicke mich wiedererkenne. Doch die Augenblicke sind zu kurz, um die lange Zeit danach zu entschuldigen.“

Die Tage vergingen. Wir trafen uns in der Bibliothek und unterhielten uns. Oft saßen wir ganz hinten am Fenster, wo wir uns kennengelernt hatten. Manchmal saßen wir auch im kleinen, angrenzenden Garten. Es war still, die Vögel zwischerten. So ging es eine ganz Weile, vielleicht zwei, drei Wochen. Ich hatte den Wunsch, langsam mit ihm zusammenzuwachsen, ich wollte nichts überstürzen und mich nicht gleich wieder an den Nächsten so verlieren, obwohl ich mich schon mittendrin befand. Dennoch hatte ich Angst. Die letzte Liebe tat noch weh und ich wollte von ihm wissen, dass er mich wirklich liebte und dass seine Liebe lange Zeit dauern würde, bevor ich mich auf ihn einließ. Wir redeten schließlich auch über meinen letzten Freund, über die letzten Barrikaden, die ich zum Schutz errichtet hatte und die mich noch von Dominik trennten. Er wusste jeden Einwand, jede Hürde aufzulösen und ich konnte nicht anders, als mich ihm anzuvertrauen. Er gehörte zu mir und doch nicht zu mir, denn er war nicht Teil meines Alltags, es gab nur mich und ihn. Es gab kein Wir nach Außen, wir brauchten uns nicht darstellen oder zu funktionieren vor anderen und für andere. Ich wollte ihn noch nicht in mein Leben ziehen. Wenn es zwischen uns nicht stimmen würde, würden wir uns wahrscheinlich verlieren, auseinander triffen, langsam und immer weiter, ohne davon zu wissen. Ich stellte mir das Ende sanft vor, nicht so schmerzlich, wie ich es erlebt hatte.

In diesen Augenblicken brauchten wir die Zeit miteinander, wir nahmen sie uns, es geschah ganz ohne Mühe und war einfach da. Ich

erzählte Dominik von meiner Beziehung davor, wie verliebt ich am Anfang gewesen war, wie sehr ich daran geglaubt hatte, wie ich regelrecht erobert wurde. Und wie anders mein damaliger Freund sich in der Beziehung verhalten hatte. Als ich mit ihm zusammen war, hätte ich nicht einsamer sein können. Wir sahen uns kaum. Er hatte keine große Lust, etwas zu unternehmen, gemeinsame Zeit war anstrengend. Etwas zu organisieren, war zu viel verlangt. Er hatte auch keine Lust zu reden, am liebsten spielte er am Computer und versank darin. Ich war Luft für ihn. Wie ich stritt, erzählte ich Dominik, wie ich mich mühte, dass etwas besser wurde und wie ich schließlich aufgab. Er sagte zu mir, ich dürfe nicht vergessen, dass wir Tiere sind trotz allem Geist. „Der Mann“, sagte er, „begibt sich auf die Jagd, er balzt, er versucht zu imponieren, er plustert sich auf. In dieser Phase würde er alles tun. Die Frauen, die sich nur langsam erobern lassen, reizen am stärksten. Du kannst es im Tierreich beobachten. Das Balzen gehört doch nicht zum Alltag. Sobald die Frau erobert ist, sicher ist, nicht mehr weg will oder kann, wird der Mann ruhig und wendet sich anderen Dingen zu. Zu erwarten, dass der Mann über Jahre hinweg versucht, eine Frau, die er schon besitzt, zu erobern, wird nie eintreten. Aber die Frauen glauben das. Sie haben ihn so kennengelernt, so haben sie ihn genommen, also soll er auch so sein. Und wenn er nun die Maske fallen lässt, verschließen sie sich wieder. Dann hören die Frauen auf, mit den Männern zu schlafen und die Männer suchen unbewusst nach Neuem. Es ist eben so, die Liebe lebt nur von der Hoffnung und von sehr wenigen glücklichen Momenten, die der Eroberung gelten. Jeder Alltag trocknet die Gefühle aus, entweder Alltag oder Gefühle.“

Aus Dominiks Mund diese Worte zu hören, tat mir weh. Ich überlegte, ob es etwa ähnlich mit ihm werden würde wie mit meinem damaligen Freund. Wenn ich immer wieder nur die gleichen Enttäuschungen erlebte, warum sollte ich dann wechseln, die Beziehung beenden, nach der Liebe suchen und kämpfen, wofür? Ich hatte so sehr gehofft, Dominik wäre anders. Er wusste unglaublich viel, er war so viel weiter als ich. Wie konnte er da ans Tierreich denken, wie konnte er in der Liebe, dem höchsten Gefühl, so banal werden?

„Das ist aber eine negative Sicht“, sagte ich zu ihm. „Warum sollte ein Mann denn nicht auch über Jahre lieben können wie eine Frau? Die Frau liebt ihn doch auch und sucht über Jahre den, in den sie sich verliebt hat? Sie gibt doch auch alle Kraft, die sie hat, in die Bindung hinein!“ Ich verschränkte schmollend meine Arme. „Gut, dann erkläre ich es dir auf andere Weise. Was wir im Kleinen durchleben, das durchleben wir auch im Großen. Was innen ist, ist auch außen. Was oben ist, ist unten. Die Grenzen verschwimmen. Im Akt eines Paares ist alles schon enthalten, was wir im Miteinander sonst auch durchleben. Die Samenzellen begeben sich im Körper der Frau in ein Rennen auf Leben und Tod. Alle stellen sich dem Kampf, es bleibt ihnen keine andere Wahl, aber wenn überhaupt, gewinnt nur einer. Und der verbindet sich dann mit der viel größeren und ihn ernährenden Eizelle. Sein Schwanz fällt ab und er bleibt unbeweglich stecken, wird versorgt und fühlt sich wohl. Die Eizelle aber versorgt ihn die ganze Zeit und ist aktiv, er bleibt einfach träge in ihr stecken, fertig. Gemeinsam entwickeln sie sich. Der Konkurrenzkampf um Leben und Tod, das Ziel die Eizelle, ist nur von kurzer Dauer. Danach wird auf lange Zeit der Samen miternährt. Und so verhält sich auch der Mann, er erwartet nach gewonnenem Rennen sich ausruhen zu dürfen, er ist stolz, wenn er mal den Müll runterbringt, also fünf Minuten in ihrem Bereich mithilft, während sie jeden Tag zwei Stunden putzt. In der Liebe und in der Lust gibt es keine Gnade. Es gibt auch keine Moral. Wer zu sehr festhält, verliert. Die Lust ist nicht zu bezwingen. So sehr wir auch das Tier bändigen wollen, es bricht doch aus. Je schwerer die Ketten, desto größer der Drang nach Freiheit. Liebe und Lust gehen nicht zusammen. Die Lust sucht blind nach der Kühlung und nur die Kühlung bringt die ersehnte Ruhe. Wir sind zu sehr mit uns selbst beschäftigt, um wirklich offen zu sein, um Liebe zu schenken, bedingungslos. Wir tragen die Wunden solange mit uns, bis wir ganz in sie hineingehen, sie öffnen und das alte Blut hinausfließen kann, bis wir an den Grund unseres Selbst ankommen, bis wir verstehen, dass alles vergeht, unausweichlich. Und wir bewegen uns nur für uns selbst und in uns selbst. Wann geben wir einmal wirklich, ohne zu verlangen? Wann vergeben wir? Wann ist

endlich einmal Frieden?“ Ich war inzwischen ziemlich verärgert. Es machte mich traurig, ihn so reden zu hören. So ganz ohne Hoffnung, sein Reden zog mich mit nach unten. Diese Sicht konnte ich nicht so stehen lassen. „Da gibt es aber auch andere Männer“, gab ich zur Antwort. „Das kann schon sein, aber das Schema wird immer das Gleiche bleiben. Das Rennen ist anstrengend, die Eroberung des Ersehnten und alle verkaufen sich, so gut sie können. Wenn das Ziel erreicht ist, fallen nach und nach die Masken. Wir durchlaufen immer und immer wieder unsere Muster, bis wir aufwachen und es begreifen. Du suchst gern nach mehr, aber da ist nicht mehr. Deine Erwartungen lassen dich leiden. Du könntest dir viel ersparen und dich um dich kümmern. Stattdessen hoffst du auf mich, aber ich bin ja genauso wie du, ich hoffe auf dich.“ „Bist du denn nicht anders, Dominik?“, fragte ich schließlich leise. „Ja, ich bin anders als die anderen Männer, das kann ich dir versichern. Ich bin völlig anders, aber ich weiß nicht, ob es gut ist, so anders zu sein.“, antwortete er stirnrunzelnd. „Ja, ich finde es toll, dass du ganz anders bist.“, antwortete ich erleichtert. Ich fühlte, dass er nicht log bei diesen Sätzen. Ich wusste es einfach. Und das gab mir den Glauben und die Hoffnung zurück.

Er versank in seinem Stuhl und schaute mir in die Augen. Dann verfiel er in eine ungewöhnliche Ruhe und schaute knapp an mir vorbei, als würde er mein Ohr betrachten. „Wohin schaust du denn?“, fragte ich. Er antwortete nicht. Dann saßen wir schweigend da, bis er wieder zu erzählen anfang. „Ich erinnere mich nur zu gut an meine Eltern. Sie waren ein wunderbares Paar. Meine Mutter erzählte mir, dass mein Vater ihr bei der Hochzeit versprochen hatte, Walzer für sie zu lernen. Sie wollte einmal tanzen. Sie wartete über dreißig Jahre auf diesen Moment. Ein paar Walzerschritte lernt man doch in höchstens dreißig Minuten. Er sollte ja kein Berufstänzer werden. Mein Vater lernte nie Walzer. Er brauchte es nicht. Er kaufte ihr immer mal ein paar Pralines und fühlte sich wohl damit. Aber er hatte in dreißig Jahren keine dreißig Minuten, etwas, was ihm nicht so lag, für meine Mutter zu tun. Sich aus Liebe für sie zu überwinden. Ein paar kleine Schritte. Er hatte diese kleinen Schritte nicht für sie. Er wusste, sie würde bei ihm bleiben. Wozu anstrengen? Das ist der Alltag. Die Menschen

trennen sich so oft, weil sie immer denken, da müsste doch noch etwas kommen? Etwas Großes. Sie leben in der Erwartung von etwas Großem. Es bleibt aus und die Jahre verfliegen. Die Liebe speist sich nur aus der Hoffnung und diese Kraft schreibt immer wieder absonderliche Geschichten. Wir sind biologisch programmiert, unsere Uhren ticken. Und dennoch, das muss ich zugeben, ist es eine Faszination, dem Leben zuzuschauen. Ich gehe dieser simplen Faszination immer wieder neu auf dem Leim. Ich kann mich über mein eigenes Programm auch nicht hinwegsetzen. Aber ich lebe ruhig.“ Er breitete die Arme aus und holte tief Luft: „Ahh! Es ist immer wieder schön, mit jemanden wie dir zu sprechen. Du bist so herrlich jung. Was da für Launen entstehen und ich kann sie fühlen in mir. Ich genieße es richtig, dieses kleine flatternde Herz. Ich dagegen bin erkaltet, leider. Dein Herz muss für uns beide schlagen. Du wirst etwas kühler werden und ich etwas wärmer. Wir brauchen uns.“

„Es mag sein, dass viele Menschen so sind, aber du und ich, wir sind nicht so. Wir sind anders. Wir sind nicht bloß Tiere, die ihren Trieben folgen und wir werden auch noch in Jahren füreinander da sein und für den anderen würden wir vielleicht nicht alles, aber fast alles tun. Denn das ist ja Liebe. Es ist doch keine Liebe, wenn ich alles so nutze, wie ich es brauche, alle Vorzüge nehme, aber nicht zu geben bereit bin. Wir sind anders, wir lieben wirklich.“ „Ja, Azra, so wird es sein.“ antwortete er mir. Dann begann er wieder zu erzählen, manches verstand ich nicht und ich wusste auch nicht, was die Sonne für eine Rolle bei ihm spielte. Immer wieder kam er auf die Sonne und das Licht zurück. Aber ich hatte ein unglaubliches Vertrauen, dass er ein besonderer Mann war, dass er der Mann war, der mich glücklich machen, mir meine Sorgen nehmen könnte. Der Mann, der mich wirklich liebte und auf Dauer zu mir halten würde, mir zuhören würde, für mich da sein würde. „Ich bin so alt und so müde.“, sagte er. „Wenn du wüsstest, wie alt und wie müde ich bin. Wie gern würde ich schlafen. Einen langen, warmen Schlaf wünsche ich mir. Einen Schlaf in der Sonne, träge und satt. Aber ich bin so ruhelos und so hungrig. Wie glücklich wäre ich doch, wenn ich mir selbst genügen könnte! Selbstvergessen und in mir verhangen, die schweren

Gedanken ziehen vorbei, die Luftschlösser verpuffen unter dem Angesicht der Leere. Leer möchte ich sein und schläfrig. Stattdessen bin ich hellwach, überwach, die Nacht ist heller als der Tag. Alles ruft mich. Ich fühle so viel deutlicher. Ja, meine Nächte sind hell, aber die Tage, die Tage sind so furchtbar dunkel geworden. Ich suche nach dem wirklichen Licht und ich weiß, wo ich es finden kann. Aber es wirft einen so langen Schatten. Meinen Schatten. Ich bin doch ganz der Schatten und umso mehr ich das Licht suche, umso dunkler wird es in mir. Dann doch das unwirkliche Licht, dass gleißend strahlt, die tanzend bunten Lichter, flirrend und rauschend. Lieber mich berauschen lassen. Du bist mir genug Licht. Du kommst aus dem Licht und trittst ins Dunkel. Du bist meine Flamme.“ Dominik hielt kurz inne, dann sagte er: „Du solltest mir besser nicht zuhören. Ich rede nur so daher. Ich habe zu viele Worte, die meisten sind nutzlos.“ Er lehnte sich auf der Parkbank nach hinten und verschwand fast im Dunkel, das wenige Licht, was noch zu uns drang, berührte ihn nicht mehr.

Schließlich stand er auf. Im kleinen Garten konnten wir unsere Gesichter kaum noch erkennen. Ich umarmte ihn. Lange Zeit blieben wir so stehen. Ich streichelte sanft seinen Rücken auf und ab. Ich war noch nicht bereit ihn zu küssen. Er wartete ein wenig und drückte mich stärker an sich. Dann ließ er mich los. „Was hast du nur, Azra?“, fragte er mich. Ich fing an zu weinen, aber ich mochte nicht reden. Ich hatte so viel Angst. Dass ich ihn verlieren könnte, dass etwas anders werden könnte, dass diese schönen Momente bald verstreichen würden. Wieder verstand er mich. Er flüsterte: „Liebe Azra, geliebte Azra, ich verspreche dir, dass ich nicht so bin, wie die Männer, von denen ich gesprochen habe. Ich verspreche dir, geliebter Engel, dass unsere Liebe anders sein wird. Sie wird nie alltäglich werden oder sich verlieren. Die Zeit, die sie dauert, wird wunderbar sein. Und dann, wenn sie nicht mehr dauert, wird es dich nicht mehr geben, Azra. Du wirst von jetzt an glücklich sein bis zum Ende.“ Ich lachte leise auf. „Das sind aber große Versprechen. Wir lieben uns, bis der Tod uns scheidet? Das ist etwas zu verklärt und zu romantisch, meinst

du nicht?“ „Hm. Es kommt auf die Sicht an, aber ich versichere dir, dass es so sein wird. Wirklich.“ Manchmal war er wie aus einer anderen Zeit, manchmal aber war das, was er erzählte, wiederum so desillusionierend. Wie konnte er in einem Moment so unglaublich romantisch sein und im anderen so desillusioniert. Aber etwas in mir wollte seinen Worten glauben. Wir verabschiedeten uns. Auf dem Weg zu mir nach Hause konnte ich kaum mehr einen klaren Gedanken fassen. Ich dachte nur noch an ihn.

Am nächsten Morgen ging ich in die Bibliothek. Ich schloss meine Tasche ein, griff meine Unterlagen und den Rechner, dann eilte ich zu meinem Arbeitsplatz. Ich schaute, durchstreifte die einzelnen Regale. Mich überkam ein Gefühl der Enttäuschung. Er war nicht da. Zum ersten Mal war er nicht da. Schließlich setzte ich mich an den Tisch und begann zu arbeiten. Sein Bild und seine letzten Worte kamen mir immer wieder in den Sinn. Hätte ich ihn doch küssen sollen und mit nach Hause nehmen? Hatte ich ihn verletzt, zu lange warten lassen? Ich ging unsere Gespräche durch und überlegte. Immer mehr verfiel ich in Gedanken, dass meine Ablehnung, mein zu langes Zögern, ihn vertrieben haben mochten. Ich machte mir Vorwürfe. Wenn ich ihn deswegen verlieren würde, würde ich mir nie verzeihen. Wie oft hatte ich mir vorgestellt, wie ich ihn küssen würde und dann hatte ich mich doch wieder verschlossen. Schließlich fing ich mich langsam wieder und bemühte mich zu arbeiten. Er würde schon kommen. Die Zeit verging. Dann plötzlich erschien er, lautlos. Er stand einfach da und sah mich an. Da war nichts mehr, was mich noch bewahren konnte. Nervös schlug ich meinen Rechner zu. Ich wusste, ich würde mich in ihm verlieren. Ich wusste, alles, was jetzt noch geschah, würde mich treffen und da war kein Schutz mehr. Ich wusste, diese Nacht ließ ich ihn nicht einfach so gehen. Es war schon recht spät und ich hatte nichts geschafft. Wir sahen uns nur an. Dann berührte Dominik mich ganz leicht nur an der Schulter. Ich holte tief Luft. „Wollen wir nach draußen?“, fragte er mich. „Es ist ja fast schon dunkel.“, stellte ich erstaunt fest. „Ja, fast“, bestätigte er. Ich war in einer seltsamen Stimmung. Ich war so sehr bei ihm und in dieser Erwartung auf das, was kommen mochte, ich war so gespannt und

innerlich unruhig, dass es fast schmerzte. Ein abstrakter Schmerz, kein körperlicher. Ich biss mir auf die Unterlippe vor Aufregung. Es tat weh, aber ich fand mich endlich wieder. Wir liefen durch den herannahenden Abend. Ich kam mir unendlich jung vor, kicherte an den unmöglichsten Stellen, knickte mit den hohen Schuhen fast um. Er blieb plötzlich stehen und hielt mich fest, dann umarmte er mich und ließ mich lange Zeit nicht los. In der Umarmung schmolz jeder Zweifel in mir dahin. Es gab nichts mehr, an dem ich mich festhalten konnte, außer an ihm. Er gab mir den Halt. Wir gingen schließlich weiter. Er fasste meine Hand und überdeckte sie mit Küssen. Er spürte, dass ich mich aufgegeben hatte, dass nicht nur meine Hand sondern ich selbst hier in seiner Hand lag. Er zog mich zu sich heran und küsste mich leidenschaftlich. Seine Zunge umspielte die meine sanft, seine dunklen Locken fielen in mein Gesicht. Nichts anderes mehr außer dieser Kuss, hier mit ihm zu stehen, eng verschlungen, überwältigt. Meine Arbeit, mein Studium, ja sogar ich selbst, alles wurde mir gleichgültig. Es war wie eine Sucht. Ich wurde süchtig nach ihm. Wer wollte so sich hingeben, wer wollte sich so verlieren wie ich in diesen wenigen Stunden? Ich hatte es nicht kommen sehen, ich hatte es nicht gewollt. Aber ich konnte es nicht mehr verhindern. Ich ließ also los und in ihm verschwand ich, ich sah nur noch seine großen Kinderaugen, ich fühlte nur noch seine Lippen, seine festen Hände, die mich hielten. Mir wurde heiß.

Schließlich löste er sich. „Du hast ganz rote Wangen bekommen.“ Er nahm meine beiden Wangen in seine Hände. „Das Blut“, sagte er, „ist beseelt. Es ist ganz Seele. Die Seele ist nicht fest. Sie ist nichts, was du bei dir trägst, sie ist flüchtig und fließend zugleich. Das Blut pocht in deinen Wangen.“ Es stimmte, ich hatte heiße Wangen. „Wenn ich dich ansehe, wird mir warm, obwohl ich kalt bin, wird mir, wenn ich deine Wangen glühen sehe, doch auch wärmer. Ich würde gern einmal ganz du sein. Alles was nah beieinander lebt, gleicht sich an. Leider haben sich die Frauen vor dir, immer mir angeglichen, aber auch ich hege Hoffnung. Ich hoffe, dass ich einmal nur, mich angleiche und zu ihnen werde, zu dir werde mit deinen rosigen Wangen. Ich möchte auch einmal diese Blüte sein, die sich öffnet und nicht begreift, was

sie tut. Ich sehe mir immer zu. Ich möchte auch noch einmal unwissend sein, die Augen schließen, vergessen können, ahnungslos dahintreiben, alles vor mir sehen und doch nichts erkennen. Aber es ist umgekehrt, ich erkenne alles und schaue nur zurück! Oder sehe mich neben mir stehen. Ich schaue mir die ganze Zeit zu. So viel Zeit, so schwer zieht sie sich durch mich hindurch und es wird ja nichts besser, alles wandelt sich, doch wandelt alles einmal von links nach rechts und einmal wieder zurück und Funken irren hin und her, aber es ist ja ganz sinnlos, nichts wird besser.

Als ich begriff, dass ich sterben würde, wollte ich ewig leben. Ja, ich wollte einmal ewig leben, ich wollte einmal ewig jung sein und ich will es immer noch. Aber ich fand nicht mehr zu mir zurück, so wie ich war. Ich war, wenn ich mich heute sehe, so unwirklich, ich war einfach da und ich hatte nie gezweifelt, dass es anders sein könnte. Ich war ohne Angst, verstehst du? Ich brauchte nichts, ich glaubte mir einfach. Das ist schon so lange vorbei. Aber mit dir kann ich noch einmal dorthin zurück. Mit dir bin ich noch einmal jung! Ich bin solange jung, wie du es bist. Und du alterst an mir.“ Ich fragte ihn: „Woher willst du das so genau wissen? Vielleicht wirst du auch durch mich wieder jünger und hoffnungsvoller und glücklicher werden?“ Seine Lippen formten sich zu einem Lächeln. Er sagte leise: „Ja, so wird es sein, Azra“. Aber er konnte sich nicht glauben, ich sah es an den Augen, denn die Augen lachten nicht mit. „Vielleicht“, sagte ich, „ist es so, dass du gar nicht so sehr mich willst, sondern eher dich selbst suchst in mir.“ „Ja, so ist es leider“, gab er zu. „Ich will mich an dir beleben. Ich will nicht dich, sondern ich will mich durch dich. Bist du mir darum böse?“ „Nein, solange du mich dafür liebst, dass du nur mit mir zusammen dieser jemand wirst, der du sein willst, ist es mir recht“, sagte ich. Dominik antwortete: „Ja, dafür liebe ich dich, dass du mich zu dem machst, der ich sein will, und dafür würde ich alles tun, um zu denjenigen zu werden. Ich würde alles für dich tun“. Ich holte tief Luft. Dann antwortete ich ihm, dass ich ihn auch liebe. Ich überlegte: „Vielleicht geht es mir ja genauso.“ Jetzt zog er erstaunt die Brauen hoch. „Vielleicht“, so rätselte ich, „will ich auch nicht dich, sondern das Geheimnisvolle, was dich umgibt. Ich habe so viel

Hoffnung, dass ich mit dir glücklich werde. Ich will auch mich durch dich, mich als einen glücklichen Menschen durch dich. Ich bin genauso wie du. Vielleicht wärst du, wenn du so wie ich wärst, für mich ganz langweilig.“ Wir lachten. „Aber du bist ganz anders, du hast so viel zu erzählen. Wir suchen beide. Wir wollen beide jemand anders sein.“ „Ja, das ist wohl so.“, sagte er und fuhr sich durchs Gesicht. Ich redete weiter: „Ich glaube, ich bin selbst eigentlich nichts Besonderes. Ich glaube, ich bin langweilig. Gewöhnlich.“ „Du weißt nichts von dir“, widersprach er. „Du kennst dich nicht.“ „Na, wenn du meinst“, erwiderte ich skeptisch. „Aber langweilig bist du überhaupt nicht für mich, das kann ich dir versichern.“ Ich schmunzelte und blickte schüchtern nach unten. Vielleicht hatte ich das nur hören wollen. Gerade weil er mich so brauchte, gerade weil er jede meiner Bewegungen aufnahm, nur mich sah, wollte ich bei ihm sein. Er gab mir das Gefühl, dass ich für ihn alles war und bedeutete. Und vielleicht war es auch so. Ich genoss diese Momente. Ich wurde mutig unter seinem Blick. Er sprach immer davon, dass ich sein Licht sei, aber er war es, der das Licht auf mich scheinen ließ. Wir redeten. Wir lachten. Wir schwiegen. Alles lag vor uns, nur uns selbst ließen wir zurück, um neu aus uns herauszutreten, um dem anderen zu folgen. Da war kein Dazwischen mehr, da waren nur noch wir beide.

Wir gingen die Treppen hinauf. Die Wand war nicht verputzt. Es war einer der Tage mitten im Frühling gewesen und die gerade hereinbrechende Nacht trug noch die Gerüche von Blüten und Frische mit ins Haus. Der Himmel war glutrot, in jedem Moment würde die Sonne ganz untergegangen sein. Ich war einfach nur glücklich. Ich kicherte und bekam die Lippen kaum mehr zusammen, so rannte ich das Treppenhaus nach oben, ihm nach. Er war schnell und ich nahm zwei Stufen auf einmal. Endlich angekommen hielt ich mich am Geländer fest und schnappte nach Luft. Er war gar nicht außer Atem, es schien ihm nichts auszumachen. Er schloss die Tür zum Studio auf. „Ah“, sagte ich, „toll!“. Er ließ mich höflich vorausgehen. Ein großer leerer Raum, riesige Fenster, riesige Vorhänge. Ich stellte mich in die Mitte und schaute. In der Ecke ein kleiner Tisch mit zwei Stühlen.

Viel Technik. „Fotografierst du nie draußen?“, fragte ich. „Nein, nie!“, rief er mir zu und nahm eine der Kameras aus einem Glasschrank. Nach ein paar Handgriffen richtete er die Kamera schon auf mich. „Warte mal!“, sagte ich, „nicht so schnell“. „Hast du Angst?“, fragte er. „Nein, nein“, sagte ich. „Was dann?“ Ich war unsicher. Vielleicht sah ich nicht so gut aus auf den Bildern. Als ob er meine Gedanken lesen konnte, sagte er: „Du siehst bezaubernd aus, ja betörend. Mach dir keine Sorgen. Stell dich mal dort hin!“ Ich gehorchte. „Ja, genau, da. Und jetzt hol tief Luft!“ Ich atmete tief. Er fing an zu knipsen. „Ja! Genau.“ Ich kicherte. „Sehr schön“, sagte er, „sehr schön. Nimm mal deine Hand und berühre dich vorsichtig!“ Ich tat, was er sagte. „Wow!“ Er gab mir wieder genau diese Sicherheit, diese Gewissheit, dass ich sein Begehren war, seine Blicke verfolgten mich, seine Kamera verfolgte mich, er ließ nicht los. Er war so fokussiert, dass es mich einschüchterte und zugleich mir unglaublich imponierte.

„Darf ich die Bilder auch mal sehen?“ „Ja, wieso nicht?“ Er unterbrach das Shooten und winkte mich zu sich. Wir ließen uns ins Ledersofa fallen. Gemeinsam sahen wir uns die Bilder auf dem kleinen Monitor der Fotokamera an. Manchmal zoomte er ins Bild hinein. Ich erkannte mich kaum wieder, so perfekt sah ich aus. „Wie hast du das gemacht? Die Bilder sind ja der Wahnsinn.“ „Du und ich“, sagte er, „wir sind der Wahnsinn“. „Ich würde auch gern so fotografieren können wie du“, entgegnete ich. Er legte die Kamera beiseite und fixierte mich wieder mit seinen großen Kinderaugen. Dann fing er an mich zu streicheln. Er strich vorsichtig meine Oberschenkel entlang und fuhr mit einem Finger die Nähte meiner Jeans ab. Dann zog er mich näher zu sich heran. Mein Herz pochte. Er verharrte und lehnte sanft seinen Kopf an meinen. So saßen wir eine Weile still da. Er löste sich behutsam und nahm meinen Kopf in seine Hände. Wir küssten uns. Dann fragte er mich: „Was meinst du, wie lange wird es gehen mit uns beiden?“

Wie konnte er jetzt ans Ende denken! „Ewig“, sagte ich. „Es wird nie aufhören.“ „Ja“, erwiderte er und fuhr mir durchs Haar und ich spürte wieder, wie er es nicht glaubte. „Doch, du musst es wirklich glauben,

flüsterte ich, „glaub mir! Ich habe nie mehr gefühlt als bei dir!“ „Ich wünschte ich könnte dir glauben. Aber oft ist das Intensivste, das, was schnell zerbricht.“ „Nein, nein, das ist ja nicht möglich. Wir könnten gar nicht ohne den anderen.“ „Ja, wir könnten nicht ohne den anderen“, wiederholte er und knöpfte mir die Bluse auf. Dann krabbelten seine Finger zu meinem BH-Verschluss und er öffnete ihn nur mit einer Hand. Ich staunte. „Nicht schlecht!“ Er grinste breit und zog mir die Bluse aus. „Ist dir kalt?“, fragte er. „Nein.“ Dominik nahm mich beim Handgelenk und dann ging er mit einem Finger langsam meine Adern auf dem Unterarm ab, so wie er es bei den Nähten der Hose getan hatte. Schneeweiße Haut! „Ja“, sagte ich. „Und die Adern sind blau.“, meinte er. „Hm.“, gab ich zur Antwort. „Aber das Blut, das in ihnen fließt, ist rot. dunkles Rot.“ „Ja.“ „Welche Farbe magst du am liebsten: Weiß, Blau oder Rot?“, fragte er mich. „Oh, ich mag Blau sehr gern.“ „Aha. Ich mag eher Rot.“ Er streichelte meine Brust. Ich küsste ihn schließlich. Wir versanken.

Wer war ich für ihn, wer würde ich mit ihm sein? Er war für mich ein Versprechen. Das Versprechen, dass mit ihm alles besser werden würde. Dass da jemand wäre, der mich so liebt, wie ein Mensch nur lieben kann. Dass es, wenn es so stark ist, so innig, nichts gäbe, was es zerstört. Ich hatte darauf gewartet, etwas zu finden, dass stark genug ist. Ich wollte nichts, was wieder verfliegt, vergeht, was weh tut. Er war das Versprechen für mich, für eine neue Zeit, mich an ihm zu beleben, endlich Hoffnung zu haben, die alte Wunden zu vergessen, loslassen zu können, weil er da sein wird, mich auffangen wird.

Ich lag auf ihm, ihn umfassend. Er nahm meinen linken Arm und drehte ihn mir auf den Rücken. „Vertraust du mir?“ „Vollkommen“, antwortete ich. „Weißt du“, sagte er, „ich mag am liebsten Spielen.“ „Spielen, was meinst du damit?“ „Ich würde dir gern deine Hände mit einem Tuch verbinden, um zu sehen, ob du mir vertraust.“ Er nahm meine beiden Hände und dann hielt er meine Arme an den Handgelenken mit nur einer Hand fest. Er hatte eine unglaubliche Kraft. Ich probierte herauszukommen, aber es gelang mir nicht. Es

schmerzte beim Ziehen und Zerren. Ich sagte: „Das tut weh!“ Er ließ mich los. „Ich wollte dir nicht weh tun.“ „Dann ist ja gut“, sagte ich ein wenig erschrocken. Ich nahm meinen BH und zog ihn wieder an. „Warum ziehst du dich denn an?“ Er wartete die Antwort nicht ab und bedeckte meine Hände mit Küssen. „Verzeih, liebe Hand“, sagte er zu meiner linken Hand, „verzeih liebe andere Hand“, sagte er zur rechten. Da musste ich doch lächeln. „So schöne Hände, filigran und zerbrechlich.“ Was wollte er nur mit dem Spielen? Wollte er wissen, wie sehr ich ihm vertraute? Ich vertraute ihm vollkommen. Wollte er Beweise? Wo es Beweise brauchte, war das Misstrauen nicht weit. „Was trägst du für einen Ring?“, fragte ich. „Das ist ein Siegelring“, erklärte er. „Der ist von meinem Urgroßvater. Ich komme aus einer traditionsreichen Familie.“ „Hast du Geschwister?“, fragte ich weiter. „Ja, hatte ich.“ „Oh!“, ich ahnte, was er damit sagen wollte. „Ja, ich bin der letzte meiner Familie, der noch am Leben ist.“ bestätigte Dominik meine Ahnung. „Das ist aber traurig.“ Wir schwiegen uns an. „Aber jetzt habe ich ja dich“, sagte er. Dann fing er wieder an mich zu streicheln, ich konnte nicht anders, als es zuzulassen und zu genießen. Ich hatte keine Wahl und folgte meinem Gefühl. „Du bist ein Vögelchen. Deine Seele hast du dem Wind geschenkt. Ein Täubchen, ein schneeweißes Täubchen“, kicherte er. „Das Täubchen ist aus dem Nest gefallen. Die anderen sehen es, sie sehen das Blut auf dem hellen Gefieder.“ Er streichelte meinen Hals und umfasste ihn mit beiden Händen. Ich erlag seinem Blick, aber ich verstand kein Wort, von dem, was er erzählte. „Das Blut auf den weißen Federn. Die Tropfen, einer nach dem anderen, rollen sie herab und sie gehen ihren Weg, bis sie irgendwann ganz ins Weiße hineingehen, davon aufgefangen werden. Komm küss mich doch noch einmal.“ Einen Moment lang war er mir fremd. Einen sehr langen Moment war er wieder der unnahbare schöne Mann, der verloren wirkte. Einen Moment hatte ich Angst und wusste nicht wovor. Doch dann sah ich in seine strahlenden Kinderaugen, ich schaute die Kälbchenwimpern an, ich sah das Grübchen beim Lächeln und seine dunklen Locken sich um den Hals schmiegen. Er konnte nichts Schlechtes im Sinn

haben. Er liebte mich. Und es gab nichts mehr, was uns trennte. Genau darauf hatte ich gewartet. Nun war die Zeit endlich da.

Die Sonne war untergegangen, seine Zähne leuchteten im Dunkeln. „Bleib bei mir!“, flüsterte er. „Bitte, wenigstens bis die Sonne aufgeht. Bleib einfach nur da! Bleib bei mir!“ Seine Stimme hatte etwas so Ernstes und Flehendes bekommen, in ihr lag Einsamkeit und Hilflosigkeit. So kannte ich ihn gar nicht. Ich erschrak und nahm seine Hand. Ich schloss sie wärmend in meine Hände: „Natürlich bleibe ich bei dir. Ich bin von jetzt an da für dich. Ich bleibe bis die Sonne aufgeht und ich bleibe noch viel länger, wenn du willst.“ „Fang mich auf, kleines Täubchen, wie einen glutroten Tropfen, ich will hineingehen ins Helle. In dir ganz verschwinden.“ „Was redest du denn nur, Dominik?“, ich strich ihm eine dunkle Locke aus der Stirn. Er biss mir sanft in die Lippen. Ich biss ihn zurück. Er stöhnte auf. „Habe ich dir weh getan?“ fragte ich. „Nein. Gar nicht. Bitte küss mich noch einmal so wie eben!“ Ich biss ihn noch einmal, dieses Mal kräftiger, in die Unterlippe. Er neigte den Kopf vor Lust nach hinten und seine Augäpfel verschwanden, sodass nur noch das Weiße zu sehen war. Er war in eine unglaubliche Ekstase hineingeglitten. Seine Lippe blutete ein wenig. Ein entrücktes Lächeln tanzte in seinem Gesicht. So etwas hatte ich noch nie gesehen. Dass ein Mensch im Stande war, solche Lust zu empfinden. Ich war ganz meiner Faszination erlegen und biss ihn nun in den Hals, in die Wange, krallte mich in sein Fleisch. Er war ganz in sich versunken. Und vielleicht war das die höchste Lust, die, bei der man ganz sich verliert und alles vergisst, wo man so sehr vergisst, sich und den anderen, nur noch Körper ist oder vielleicht auch dem Körper und seinen Grenzen entflieht im tiefsten Gefühl, sodass alles verschwimmt und gerade im größten Vergessen, sich neu findet. Er war erwacht und packte wieder mit einer Hand meine Handgelenke. Seine großen Kinderaugen funkelten, er lächelte noch einmal und wieder zeigte sich ein kleines Grübchen in der rechten Wange. Dann zog er mit der anderen Hand mich zu sich heran.

Plötzlich biss er mir in den Hals. Ich schrie vor Schmerz auf und das anfängliche Liebespiel schlug in Panik um. Ich wollte schreien, doch

er hielt mir den Mund zu. Er saugte sich in die Wunde hinein, alles Kämpfen half nichts, er ließ nicht los. Meine Augen suchten das dunkle Zimmer ab, doch da war nichts, was mich retten könnte. Ich wehrte mich mit aller Kraft, ich begriff, dass ihn meine Gegenwehr erregte, dann hatte ich keine Kraft mehr. Ich spürte mein Blut an mir herunterrinnen, alles um mich tauchte sich in ein Rot, das dem Abendrot der Dämmerung glich. Meine Ohren rauschten, ich dämmerte vor mich hin, vor den Augen einen Schleier. Ich sah ihn aufstehen und die Vorhänge zurückziehen. Es war eine schwarze Nacht. Dann verlor ich das Bewusstsein.

Über die Erzählung

Die Erzählung wurde angelehnt an das Format des Groschenromans mit fiktiven Vorankündigungen der nächsten Folgen und einem Hinweis zur letzten Folge sowie fiktiven Leserbriefen und Biografie der Schriftstellerin publiziert. Die Texte dieses Rahmens werden an dieser Stelle noch einmal zusammengefasst:

Ankündigungen:

Was bisher geschah:

Ich habe dich nicht verraten!

In Moskau schleicht sich die junge und viel zu neugierige Natascha immer wieder in der Nacht aus dem Haus ihrer Eltern, um sich in der Dunkelheit im Park Geschichten von dem schönen, unbekannten Iwan erzählen zu lassen. Iwan kellnert abends im Café nebenan, seine Kleidung ist zerschissen, und er sieht blass aus. Aber das alles stört Natascha nicht. Sie will ihn auch tagsüber treffen und ihn richtig kennenlernen, doch bevor sie Iwan zu einem Treffen bei strahlendem Sonnenschein überzeugen kann, wird ein Abend im Park ihr zum Verhängnis.

Die nächsten fünf Folgen:

Als er mich malte

„Paris! Die Stadt der Liebe!“, denkt sich die schüchterne Karina, als sie mit ihrer witzigen und lebenslustigen Freundin Anna im Montmartre-Viertel den ersten Urlaub ohne die Eltern verbringt. Das bunte Treiben im Sommer, die Künstler und die Lebenskünstler lassen Anna und Karina die beste Zeit ihres Lebens genießen, bis Anna eine nähere Bekanntschaft mit einem jungen und unverschämt gutaussehenden Maler namens François macht. Von da an will Anna

öfter Zeit allein mit François verbringen und kommt eines Abends schließlich nicht mehr ins Hotel zurück. Karina begibt sich auf die Suche nach ihrer Freundin und dem schönen Unbekannten. Sie trifft jedoch nur auf François, der ihr des Rätsels schaurige Lösung in Aussicht stellt. Als sich Karina von ihm verführen lässt, begreift sie, welches Schicksal ihre Freundin ereilt haben muss. Doch da ist es schon zu spät!

Das Wasser in Saras offenen Händen

Der junge Matteo ist unsterblich verliebt in die blonde Sara. Sara ist nicht von hier, nicht aus Rom wie alle anderen. Sara ist anders. Er hat sie auf einem Trip mit seiner Motorradgang durch die Innenstadt Roms kennengelernt. Bei einem Stopp saß sie gedankenverloren am Rand eines Brunnens und ließ das Wasser durch ihre offenen Hände fließen. Seitdem treffen sie sich. Sie wirkt so blass und zerbrechlich, dass Matteo Angst hat, er könnte ihr weh tun, wenn er sie in seine Arme schließt. Das Mädchen hüllt sich über so viele Dinge in Schweigen. Matteo weiß nicht, woher sie kommt, wo sie wohnt, was sie macht. Auf mehr als die Treffen am Brunnen lässt sie sich nicht ein. Matteo wartet geduldig. Er ist überzeugt, die Richtige gefunden zu haben. Und endlich ist es soweit: Eines Abends wieder am Brunnen entführt sie ihn in ihr kleines dunkles Zimmer – mit fatalen Folgen!

Die nackten Straßen Lissabons

Endlich, denkt sich Marie, endlich liebt mich auch mal einer, und endlich habe auch ich einen nur für mich. Sie sitzt auf dem Dach ihres kleinen Hauses und betrachtet den Himmel, den Himmel über Lissabon. Es ist ein warmer, träger Tag. Die Menschen sind langsam, die Straßen sind zur Mittagszeit leer. Marie liebt Filipe, einen jungen Fischer, mit dem sie nachts auf dem dunklen Meer im einsamen Boot die tiefsten und sinnlichsten Stunden ihres Lebens verbringt. Als Marie schließlich mehr von Filipe will, als nur in seinen Armen zu liegen und sich scheue Küsse zu schenken, und ihren Liebesträumen

Taten folgen lassen will, gibt es statt der erhofften Erfüllung aller ihrer geheimen Sehnsüchte ein böses Erwachen.

Komm! Spring!

In der Londoner U-Bahn sind nachts viele Leute noch unterwegs, diese Stadt kommt nie zur Ruhe. Der junge Sam ist politisch aktiv, er kämpft für Toleranz gegenüber jeder Form von Andersartigkeit, für ein friedliches Miteinander und dafür, dass jeder gleich welchen Alters, Hautfarbe oder Geschlecht sein Leben und seine Liebe leben kann und darf. Seine Kämpfe und sein politisches Engagement wurzeln in den Umständen, dass er sich selbst als Frau in einem männlichen Körper gefangen fühlt, jedoch Angst hat davor, dass seine Freunde und seine Familie ihn als Frau nicht akzeptieren würden. Nachts auf dieser Fahrt nach Hause quer durch London lernt er Rose kennen, der er später sein großes Geheimnis anvertrauen wird und die ihn so lieben kann, wie er wirklich ist. Bei Rose findet er endlich Frieden und Ruhe sowie eine Frau, die ihn lieben und verstehen kann. Doch auch Rose hütet ihre Geheimnisse...

Meine Haut, mein Blut, mein helles Lachen

In Tokio prallen viele Welten aufeinander. Die Nacht ist erhellt von der bunt leuchtenden Reklame, und die süße Yuna ist wieder einmal unterwegs. Sie zieht durch die nächtlichen Bars mit einem gebrochenen Herzen. Ihrem letzten Lover hat sie gerade den Laufpass gegeben. Yuna ist sicherlich nicht der unerfüllte Traum aller Schwiegermütter, dafür ist sie einfach nicht brav genug. Doch auch sie hat ein Herz, das in ihrer Brust gerade wild schlägt. In einem ihrer Lieblingsclubs gibt sie sich völlig den bis unter ihre Haut vibrierenden Beats hin, als sich plötzlich ein hotter Unbekannter nähert und sie andanct. Ab da trifft sie sich im Club öfters mit dem Unbekannten, um mit ihm zu tanzen. Yuna sieht in ihm ein Spiegelbild ihrer selbst. Doch als sie sich annähern, entführt er sie in eine Welt, die sie besser nicht kennengelernt hätte.

Leserbriefe:

Gänsehaut und Liebesglück

Hey liebes Narr!

Ich habe immer noch diese Gänsehaut, wenn ich an die erotische Vampirgeschichte von Natascha und Iwan denke! Unglaublich. Ich mag es im Bett gern ein wenig frecher, jedoch hatte ich mich noch nicht getraut, mit meiner Freundin über meine Bedürfnisse zu sprechen, bis wir diese Geschichte gemeinsam lasen!!! Als sie mir diese Geschichte vorlas, habe ich mich endlich!!! ihr anvertraut, und sie ist voll abgegangen! Wer hätte das gedacht! Weiter so! IHR SEID DIE BESTEN!

Euer Thomas

Erotik meets Philosophie

Liebes Narr,

eure Geschichte „Ich habe dich nicht verraten!“ hat mich tief bewegt. Mehrmals habe ich sie gelesen, und ich finde: Sie ist Erotik pur. Ich kannte die Autorin vorher nicht, aber spätestens jetzt bin ich ein Fan von ihr. Die Worte ziehen mich so sehr in den Bann, sie sind mit solcher Sorgfalt gewählt, die Sätze so unglaublich geschrieben. Eine solche Sprache habe ich noch nie gelesen! Ich habe auch Sartre und Descartes nachgeschlagen und sogar die Stellen gefunden, die in der Geschichte vorkommen! Einfach nur genial! Ihr müsst unbedingt weitermachen. Und vor allem die Autorin gaaaaanz oft drucken!

Alles Gute von Nadine

Rotkäppchen und der böse Wolf mal anders

Ein großes Hallo an das Narr-Team,

da habt ihr ja echt voll ins Schwarze getroffen. Ich bin immer noch begeistert, begeistert und immer und immer wieder begeistert. Das ist besser als Goethe und Schiller zusammen, was ich da bei eurer letzten Ausgabe zu lesen bekommen habe. Also vor allem die Vampirgeschichte hat es mir angetan. Das ist so ein Mix aus „Rotkäppchen und der böse Wolf“ und „Nosferatu“, und irgendwie ist es auch so ein bisschen die Love-Story überhaupt, vielleicht so eine Art „Romeo und Julia“, aber als „Fifty Shades of Grey“-Version. Wie seid ihr nur an diese Frau gekommen, die so verdammt gut schreiben kann??? Ich check es einfach nicht! Lasst euch feiern, ihr habt es euch so sehr verdient.

Bis zur nächsten Ausgabe

Juhuuu!!!! Thorsten aus dem Harz

Vampire sind auch nur Menschen!

Liebes Narr,

es grüsst euch John aus Los Angeles! Ich schreibe nicht unbedingt an das Narr selbst, sondern vor allem an seine vielen Leserinnen! Die Geschichten sind wirklich schön zu lesen, jedoch muss ich einräumen, dass die grausamen Tode der Opfer sehr unrealistisch beschrieben werden. Beim echten Vampirismus kommt es fast nie zu einem solchen Tod, das sind alte Geschichten, die längst der Vergangenheit angehören. Vielmehr erfüllen sich alle Liebesträume, denn wir Vampire sind total tolle Liebhaber und machen jede Frau glücklich. Versprochen! Deshalb, liebe Damen, überzeugt euch selbst, es tut überhaupt nicht weh, vielmehr lösen die Liebesbisse eine

unglaubliche Lust und tiefe Freude aus! Ich suche derzeit nach einer Partnerin fürs Leben und würde mich freuen, wenn du mir eine Nachricht schickst oder mich anrufst: Ich bin vor allem nachts gut zu erreichen unter der Nummer: +1 (666) 999-6699 Ich sehe verdammt gut aus, bin superschlau und ein Monster im Bett – haha :-)) Es lohnt sich also! Greif zum Handy!!!

Euer John

Ankündigung der Vampirgeschichte:

Azra ist in den letzten Zügen ihres Studiums. Eifrig liest sie Michel Foucault und vergräbt sich, enttäuscht von ihrer zerbrochenen Beziehung, nur umso tiefer in die Bücher. Doch auch in der verstaubten Bibliothek kann sie sich nicht davor bewahren, ihr Herz erneut zu verlieren. Vor ihr taucht der süßeste Typ ever auf: Riesige dunkle Augen, schwarze Locken, blass und verschlossen, und gerade deshalb umso spannender. Noch bevor sie begriffen hat, was überhaupt gerade geschieht, ist sie bis über beide Ohren verliebt in Dominik, einen jungen Fotografen, der sie auch gleich mitnimmt und vor die Kamera stellt. Doch das Fotoshooting endet auf eine Weise, die sich Azra nie zu träumen wagte...

Fiktive Biografie:

Die Autorin

Die Autorin, wie könnte es anders sein, lebt natürlich selbst ein Doppelleben als Undergroundvampir im wilden Berlin und treibt ihr Unwesen nicht nur dort, sondern gleich in mehreren Städten. Unter vielen anderen wären da noch Halle an der schönen Saale, Braunschweig und Regensburg zu nennen. Sie wurde von Dominik gebissen, hat es aber als Einzige geschafft, nicht komplett von ihm ausgesaugt zu werden. Nun schreibt sie seine Memoiren, lebt mit ihm in einer wilden, polyamoren Beziehung und datet heimlich noch andere Vampire, um deren Geschichten für die Nachwelt festzuhalten. Zwischendurch saugt sie verschiedenen Männern das Blut aus dem Leib. In Paris, Moskau, Berlin, Rom, Lissabon und Tokio hat sie für euch die besten Storys zusammengetragen. Gerade interviewt sie in L.A. einen Vampir namens John für eine neue Folge. Sie ist inzwischen unsterblich, was ja zu erwarten war, hat deshalb alle Zeit der Welt, promoviert, dreht Filme und schreibt Bücher, und zwar alles gleichzeitig! Von Dominik soll sie euch durstige Grüße bestellen.

Die Linie

Ich hätte nicht kommen sollen. Ich kicke Steinchen vor mir her. Unruhig. Du schaust beiseite. Wir warten. Du vergräbst deine Hände in den Hosentaschen, sie ballen sich zu Fäusten und ich sehe, wie der Stoff sich spannt. Ich räuspere mich, aber dann denke ich, es ist besser, nichts mehr zu sagen. Du gehst in die Knie und schaust auf den Boden. Mit dem Zeigefinger ziehst du eine Linie zwischen mir und dir in den Sand. Du blickst zu mir auf und erwartest, dass ich verstehe. Ich hocke mich neben dich und will auch mit dem Finger etwas zeichnen. Da packst du meine Hand und hältst sie so fest, dass es mir weh tut. Ich zucke zurück, aber es braucht Zeit, bis du den Griff löst. Ich setze mich auf meine Seite der Linie, starre dich an. Du gehst mit beiden Fingern die Linie ab, als würdest du spielen wollen, aber es ist kein Spiel, es ist dir ganz ernst, so ernst, dass du den Blick nicht hebst.

Plötzlich, da ist es wie ein Schrei in dir, den du nicht schreien kannst und du fängst mit beiden Händen an zu graben, hastig die Linie entlang. Die Erde trägst du links und rechts an die Seiten, häufst auf, was aufzuhäufen geht, bist eilig ohne Grund. Einen Stein umziehst du immer wieder, legst ihn frei, bis er sich herausheben lässt. Ich traue mich nicht mehr, dir zu helfen. Ich wünschte, du würdest einmal zu mir schauen, aber du bist beschäftigt.

Endlich ist es gut. Der Graben zwischen uns ist tief genug. An den Seiten türmt der Schutt. Du rollst dich zusammen wie ein Tier und bleibst da liegen auf deiner Seite. Und weil ich nichts Besseres weiß, tue ich es dir gleich. Da liegen wir im Dreck und es ist gut, dass es dunkelt und keiner uns hier sehen kann. Der Wind zieht mir durch die Kleider und mein einziger Wunsch ist, mich zu dir zu legen. Aber da ist meine Hand, die noch schmerzt und da ist die Linie zwischen uns und da bist du, der nicht zu mir schaut, reglos, in sich gesunken und alles sagt nein zu mir. Ich lege meine Hand auf den Oberschenkel und denke mir, es ist deine und streiche den Oberschenkel entlang und schließe die Augen und stelle mir vor, du würdest mich einmal

ansehen. Da seufzt du und seufzt noch einmal und aus dem Seufzen wird ein Schniefen. Ich öffne die Augen, du schaust mich an. Du sagst, mich zu berühren, hast du dir anders vorgestellt, aber jetzt ist es so gekommen und jetzt ist es nicht zu ändern. Und ich sage, nein, es ist nicht zu ändern. Und dass es dir leidtut, mich so zu sehen und du würdest mir gern deine Jacke geben, aber du kannst das nicht. Das kannst du nicht und es wäre gut, wenn ich jetzt gehe und warum ich überhaupt gekommen bin. Ich hätte nicht kommen sollen.

Der Fischerkönig

Da steht ein König. Er steht vor einem Teich, der ist gefroren. Er geht über das Eis mit kleinen trippelnden Schritten. Unten blitzen goldene stumme Fische. Er ist der Fischerkönig. Er wartet, dass jemand kommt und fragt. Der Wind ist kalt. Die Fische wollen ihn nicht fragen.

Es gab einmal ein Fischlein, das wollte reden. Das hat ihm Freude gemacht und der Wind war warm geworden. Das Fischlein wusste die schönsten Geschichten zu erzählen und der König lachte ein helles ungekanntes Lachen und sein Herz war ihm warm geworden dabei. Da sagte das Fischlein eines Tages Dinge, die ihm nicht gefielen. Er wiegte den Kopf hin und her mit der hohen Stirn und sagte dem Fischlein, er sei der König. Da sagte das Fischlein, es sei das Fischlein und redete weiter. Der König wurde böse und schritt auf und ab. Die Blätter tanzten im warmen Wind und es war wohl Spätsommer geworden. Der König zählte alle stummen Fische und es war noch dieselbe Zahl, warum sprachen diese Fische nicht zu ihm? Er befahl ihnen zu sprechen. Sie aber schwammen bis an den unteren Grund. Dem Fischlein jedoch sagte er wieder, er sei der König und das Fischlein antwortete ihm, es sei das Fischlein. Da wollte er es packen und wütend ins trockene Gras werfen, dass es nicht mehr atmen und reden konnte. Das Fischlein aber entglitt ihm. Dann redete es weiter und beschwerte sich. Die Blätter wurden gelb und fielen von den Bäumen. Es zog eine Wolke auf, sie trug schwer und auf ihn gingen die Tropfen hinunter, auf die Erde auch und auf den Teich. Sie malten dem Wasser lustige Kreise. Da sagte der König ein letztes Mal dem Fischlein, er sei der König und das Fischlein antwortete ein letztes Mal, es sei das Fischlein. Der König nahm einen Stein und warf nach dem Fischlein und er traf es auch. Das Fischlein verschwand in dem dunklen Wasser. Nun war es wieder still. Der König wollte seine Fische zählen, er sah sie nicht mehr. Er umschritt den ganzen Teich und seine Füße taten ihm weh. Es wurde kälter und kälter, die Bäume waren kahl und froren wohl. Er bat sie, es ihm zu sagen, wenn ihnen

kalt wäre, er sei der König und er könne vielleicht etwas dagegen ausrichten. Die Bäume aber schwiegen. Da sang er sich ein lautes fröhliches Lied und wurde nur noch trauriger. Er klatschte in die Hände und sagte zu den toten Blättern, sie sollen jetzt tanzen. Doch eine Eisschicht lag über ihnen und sie waren zu schwer geworden, um mit dem Wind tanzen zu können. Da begann der Teich zu frieren. Und der König dachte bei sich, wenn es Winter wird, dann wird es auch wieder Sommer werden und dann wird alles wieder froh und lustig sein. Und er wartete. Er fühlte wie sein Herz schlug. Es sprang in seiner Brust herum und war ganz wild geworden. Der König befahl dem Wind, er solle jetzt warm werden. Da pffiff der Wind noch kälter und pffiff ihm ein launisches Lied und setzte Eissterne auf die hohen Töne. Was bin ich für ein König, rief der König, wenn ich nicht befehlen kann! Er zerrte an dem roten Mantel, schmiss ihn auf die Erde und stürzte sich in eine Tränenflut. Als er einmal aufschaute, sah er das Eis tauen und er warf sich an die kleine Stelle und rief nach dem Fischlein, es solle ihm helfen. Er wäre kein richtiger König mehr und es solle mal sehen, was es getan hätte und hochkommen und alles wieder richten. Aber die Fische schwiegen und ein Fisch glich dem anderen. Sie schwammen hin und her ziellos und stumm. Da wedelte der König mit den großen Händen und der warme Wind schmolz noch ein wenig mehr Eis. Er rief und rief hinein in das Wasser. Da fielen neue Tropfen und neue Kreise kamen und er sah nichts mehr. Er sagte den Tropfen, sie sollen das Fischlein dort unten rufen, dass es hinaufschwimme und mit ihm fortan wieder redete. Die Tropfen fielen und antworteten nicht. Er legte beherzt seine schwere Krone ab und die Weste mit besticktem Gold und wieder taute der Teich und der Wind wurde ganz heiß und aus dem dunklen Himmel brach ein Sonnenstrahl und wärmte sein springendes Herz. Er zog auch die Socken aus und legte sie auf das Gras, das feucht war und grün und hielt den großen Zeh ins Wasser. Huh war das kalt. Den Bäumen wuchsen kleine Blätter und als sie größer wurden, begannen sie zu rascheln und zu flüstern. Der König horchte auf, denn ihm war unbehaglich zumute und er stritt mit sich und wollte schon wieder die goldene Weste anziehen, doch die war nass vom Gras und wollte doch

wenigstens die schwere Krone aufsetzen. Da flüsterten die Blätter, er solle es nicht tun und sein Herz sprang ihm hin und her in der Brust und da tat er es nicht und blieb sitzen und schwieg. Der Wind säuselte ein kleines Lied und der König hörte es gern. Er bat den Wind, er möge doch den Himmel ein wenig mehr öffnen, dass die Sonne scheinen könne auf das kalte Wasser. Der Wind, der sonst auf niemanden hört, war in guter Laune und tat dem König den Gefallen. Das Wasser wurde warm und den kleinen Tropfen gefiel die Wärme darin so gut, dass sie anfangen zu glitzern. Da hatte der König schon die Füße im schönen Wasser und es war gar nicht mehr kalt. Die Fische aber schwammen fort von ihm und seinem lustigen Geplätscher. Er wollte schon die Stimme heben und sie tadeln, seine Füße aber wuchsen zusammen und er erschrak. Die Haute wuchs weiter, bis der ganze Leib geschlossen war und die beiden Füße stellten sich nach links und rechts aus und wurden zu einer Flosse und der König konnte nicht hinsehen, so graute es ihm. Da glitt er aus Versehen ein Stück weiter ins Wasser hinein und die Fische sahen stumm hinter den wenigen Algen hervor. Es wuchsen ihm die Arme an und sein Herz zersprang fast in der Brust und er atmete schwer. Wie geschieht mir? Muss ich denn schon sterben? rief er aus und helft mir doch ihr Blätter und Wind so hilf mir doch? Aber der Wind ließ die Blätter gerade ein kleines Ballett tanzen und war ganz bei der Sache, dass jedes Blättchen auch den Rhythmus hielt und hörte nicht auf den König. Da glitt der König ganz ins Wasser hinab und fühlte nun sei der Tod gekommen. Da wuchs ihm der Kopf zu einem Fischkopf und er schwamm im Teich herum und fühlte das Herz ruhig schlagen in der Brust. Das Wasser war herrlich warm und weich und erfrischte seinen Atem. Er schwamm zu den anderen Fischen. Die sahen nun gar nicht mehr alle gleich aus und waren nicht mehr stumm, sondern taten ihre Mäuler auf und sagten ihm, dort oben über dem Teich hause ein böser alter König und er solle sich vor ihm verstecken, denn der König zähle jeden Fisch und wenn der wüsste, dass es nun einer mehr ist, würde er ihn töten. Der König schämte sich und war still geworden. Die Fische fragten, ob er verstünde und ob er denn des Lebens schon müde sei. Schließlich packten sie ihn

zwischen ihren Leibern und trugen ihn durch das Wasser hinunter, der Fischerkönig fürchtete das Dunkel und wollte nicht und zappelte. Die Fische aber sagten ihm, er solle stillhalten, wenn ihm das Leben lieb wäre. Da schwammen sie weiter nach unten an eine Stelle auf dem Grund, die er nicht kannte und zeigten ihm alles und zeigten ihm auch das sprechende Fischlein. Das hatte überlebt und es war ihm nur eine Narbe geblieben. Es schwamm auf und ab und wagte sich nicht mehr hinauf. Die Fische sagten ihm, es müsse für immer hier unten bleiben und könne nicht mehr hinauf schwimmen zur Sonne und zu den schönen Tropfen, die Kreise auf das Wasser malten. Der Fischerkönig konnte nicht sprechen, so gruselte er sich vor seiner Tat. Er wollte fortan ein stummer Fisch bleiben und meinte, die anderen mochten ihn so mehr. Nun war er aber doch ein König, wenn auch in einem Fischleib und trug stolz das Schweigen umher und die Fische wunderten sich, dass er so anders war als sie. Da fing das Fischlein in seiner munteren Art an zu sprechen und meinte, es müsste ihm doch etwas Lustiges erzählen, dass er zu sprechen anfinge oder wenigstens einmal lachen würde. Der König aber konnte nicht lachen. Da redete das Fischlein und redete und er dachte an die Anfangszeit mit ihm und es wärmte sein Herz, denn am Anfang hatte das Fischlein ihm so wunderbar die Zeit vertrieben und hatte die Einsamkeit davongejagt und er kannte das eben nicht und hatte den Stein geworfen. Aber jetzt da erkannte er alles wieder und fühlte wie das Lächeln kam und fühlte zum ersten Mal, dass er bei dem Fischlein ein Zuhause hatte. So blieben sie unten im Grund und das Fischlein erzählte ihm die tollsten Geschichten und der König konnte nicht mehr anders und lachte aus vollem Hals. Da sagte das Fischlein, das Lachen kenne ich doch. Du bist der König, sagte es dann und der König dachte nun, nachdem das Fischlein alles wusste, dass die fröhliche Zeit ein Ende hatte und wollte davon schwimmen und sagte zu dem Fischlein: du bist das Fischlein. Und es zerriss ihm das Herz, doch er schwamm mit Würde fort, denn er war und blieb ein König und kein Fisch hatte ihm je gesagt, dass er sich entschuldigen könne und dass er dann wieder fröhlich sein darf. Das Fischlein aber schwamm ihm nach und hoffte, er würde nun reden und als es die Sonnenstrahlen auf dem Wasser

tanzen sah, da rief es laut: oh die schönen Strahlen und der König drehte sich um und war verwundert und sagte, aber ich bin doch der König und das Fischlein zuckte mit dem Schwanz, denn es hatte keine Schultern, mit denen es zucken konnte und sagte es sei eben das Fischlein und ob er nun nicht auch einmal eine Geschichte erzählen wolle. Da sprudelte es aus dem Fischerkönig und sie erzählten sich die schönsten Geschichten und nie wurden sie des Erzählens müde.

Da wurde es noch einmal warm die letzten Tage des Oktobers und ich stand vor der geschlossenen Tür des Balkons und sah zuerst einen und dann immer mehr Marienkäfer und nachts habe ich dort geschlafen, wo ich vor 12 Jahren nicht mehr sein konnte und ich trug das Nachthemd, in dem ich meine Mutter so oft gesehen hatte und bin doch zurück in eine Zeit, die mir ganz fremd geworden ist, so fremd, dass selbst die tiefste Konfrontation mit ihr in mir kein Unbehagen mehr auslöst. Und ich erliege ganz meinem Erstaunen. Denn wer bin ich jetzt, so vollkommen gelöst von allem und so nah.

Ich habe immer Angst. Ich bin immer aufgeregt. Das strengt mich an. Ich lege mich tagsüber ab und zu hin. Nachts schlafe ich nicht durch. Wir waren schwimmen. Erst in ein kleineres Becken, dann die Bahnen. Wir wollten Sport machen. Ich hoffe, dass ich nicht allein bleibe. Du bist mir sehr oft fremd. Ich bin mir auch fremd. Überhaupt ist nichts mehr vertraut und dem Vertrauten traue ich nicht mehr. Das macht alles schwer. Es wäre leichter einfach naiv zu sein. Es wäre einfach. Du sagst, ich bin naiv. Aus deinen Augen. Du hast einen gespannten Nacken. Die Kabinen waren eng im Schwimmbad und wir sind die Wasserrutsche gerutscht. Das Gefühl, wie es wohl sein könnte, sich vor die Bahn zu werfen, wenn die Bahn gerade einfährt, kommt nicht mehr so oft wie früher. Gestern waren wir beide still. Wir sind deinem Bruder begegnet und seinen Kindern auf der Treppe. Dein Bruder ist ein Vater. Vater werden ist das nicht naiv? Du wolltest 19 Uhr kommen. Wir wollten eine Tür kaufen gehen und ich warte.

Die Ahnung, dass es dem, der noch weiß, wie es ihm geht, der die Frage noch ehrlich beantworten kann, der sich noch kennt, dass es diesem doch im Grunde gut gehen müsste, auch wenn er sich schlecht fühlt, so fühlt er sich doch und ist nicht taub geworden. Sein oben ist noch oben, sein unten ist noch unten. Er kann sich mit gutem Gewissen einordnen. Mit dem ersten Aufkeimen eines Willens schneidet sich das erste Verfälschen hinein. Und nein, vielleicht ist diese Behauptung auch nicht richtig. Vielleicht ist das Durchsetzen des Willens doch unverfälscht. Gestern habe ich gedacht, wozu diese Menschen um mich, brauche ich sie? Und mir fiel ein, wo ich zwischen ihnen saß, wie allein ich mich ohne ihre Gesellschaft fühle. Zwar fühle ich mich immer allein, aber sie können mich von der Anstrengung leben zu müssen, ablenken. Es ist eine Genesung sich nicht allein zu ertragen, andere tragen mit an mir. Und doch die Mühe der ständigen Unsicherheit, die Gedanken der anderen, das Bild, was ich forme. Ich warte nur darauf, dass ich die Karten verspiele. Ich warte, dass ich mich ertappe und mir der Zutritt verschlossen wird.

Ich wiege mich in meinen Träumen unaufhörlich, glaube nicht mehr dem Auf und Ab der Dinge, glaube auch mir nicht mehr, habe mich ganz auf dem Boden verlaufen, bin aufgestiegen, nur um mich fallen zu lassen, blicke hierhin dorthin, lasse alles schweifen, lasse mich endlich einmal ruhen, halte inne mit mir, achte nicht mehr auf das Strömen, sollen die Gedanken sich selbst denken, wer wollte behaupten, sie gehören mir? Die Flut reißt nicht ab, so steige ich hinunter und die Klippen sind scharf zu meiner Haut, aber still, hör nur wie die Wellen gehen, so muss es sein, das Salz in der Luft und in meinen Lungen, endlich neues Leben, endlich fort, die Flucht, ich steige hinab, in meine ganz ungekannten Tiefen, höhle mich aus, von innen, drehe mich einmal, von außen, bis ich selbst nicht mehr weiß, was innen und was außen ist. Ziehe es vor, zu schwimmen, so weit von allem, was mich bedrückt, so weit, dass ich nur noch untergehen kann, dass mein Körper den Weg zurück nicht mehr weiß, was für eine Lust, endlich vollkommen die Illusion einer Orientierung aufzugeben. Die ganzen Krücken, wer will sie haben. Nein. Und nochmals nein. Ein Aufschrei, der meiner Seele gleicht, ein Bild, wer wollte es festhalten, die Erinnerung, sie hält alles fest, sie lässt nicht los, sie ist die Einzige, die an mir hält, ich will ihr ganz entfliehen und doch, holt sie mich immer wieder ein. Hoffnungslos.

Vier Miniaturen

Ein schöner Mann war es, den sie unten aus dem Wasser zogen. Er bekam einen ganz heißen Kopf von den vielen Händen und wärmenden Tüchern, vom sich Bekreuzigen und den Küssen auf die Stirn. Wie er übermütig sein Haar schüttelte und die Tropfen von Neuem auf sie alle herunter regneten. Er genoss wohl das Bad in der Menge. Dann wurde ihm aber doch zu heiß, und er entglitt ihnen ganz ohne Schmerz, nur verwundert standen sie vor dem Wellengang und warteten mit klopfendem Herzen. Langsam beschlich sie eine Ahnung, so kalt wie sein Körper gewesen war, und sie bekreuzigten sich wieder, jetzt aus anderem Grund.

Weißt du noch, wie die Ameisen in deine Aprikose gekrabbelt sind? Mit samtweicher Haut und am offenen Meer lag sie zwischen den glatten und den bissigen Steinen. Sie kletterten bis zum Kern und suchten diesen Duft im Fruchtfleisch ganz zu verschlingen. Nie waren sie gieriger als damals verloren im Tempo ihrer Beine.

Ich habe eine nach der anderen herunter gepustet, herausgeschüttelt habe ich dieses unruhige Gekrabbel, um in deine Frucht zu beißen, um meine Lippen mit deinem Fleisch zu benetzen. Wie die Wellen an die Steine schlagen, die glatten und die bissigen. Sie schütteln rote Qualen aus ihren Träumen und kämmen strähnigen Algen Wirbel ins Haar. Und schon schleicht sich der Abend herauf in unsere Bucht, als Ahnung haucht er Kälte auf die nassen Kleider. Er trennt uns die Leiber, die schamlos sich suchenden Leiber.

Ungeheuer haben sich aus meinen Gedanken Nester gebaut und brüten. Sie erschrecken voreinander, huschen nur vorüber. Manche zwängen sich hinunter, hinein in die Gehörgänge, murmeln unaufhörlich vor sich hin. Andere hocken vor der Netzhaut, hoffen auf deinen Blick. Als sie noch klein waren, habe ich auf die Biester eingeschlagen mit solcher Wucht, aber nichts hat geholfen. Sie beißen und kratzen, fallen ohne Warnung über mich her. Ich glaube, ich muss eines von ihnen werden, muss in deine Gedanken kriechen, Nester

bauen, umherschleichen, mich nicht mehr verjagen lassen, bis du eines von uns wirst. Und erst dann schlägt keiner mehr auf uns ein: „Werden wir dann auch einsam und erschrecken voreinander?“, fragst du mich. Wir sind es schon.

Ich habe mich mit der Telefonschnur erhängt, als du nicht anriefst, erstickte an deinen Worten, als du es dort hattest. Längst verhungert, durfte ich dich endlich sehen, dein Blick durchbohrte mir den Leib. Eine Tote hing in deinen Armen, nach Ruhe suchend. Wie viel Gift muss ich nehmen, um erlöst zu werden? Kannst du mir die Dosis nennen?

Luna und Benoît

Widerstände

- Luna: Ich brauche lange, um ins Schreiben zu kommen. Am Anfang ist sehr viel Widerstand in mir, eigentlich nur Widerstand, ich schreibe gar nicht. Ich sitze nur vor der leeren Seite. Aber später, wenn ich einmal richtig drin bin, dann ist da gar kein Widerstand mehr, dann bleibe ich dabei und will vor allem ungestört sein.
- Benoît: Du gleichst also eher einer Spule bei Gleichspannung als einem Kondensator.
- Luna: Wie das?
- Benoît: Nun ja, also eine Spule braucht sehr lange, bis sie wirklich die Spannung aufgenommen hat, aber dann leitet sie gut. Ein Kondensator nimmt stattdessen schnell die Spannung auf, bleibt dann im Grunde auf dem gleichen Level und schert sich nicht um die Leitung. Während bei einer Spule das Hochfahren echt dauern würde, aber dann legt sie so richtig los.
- Luna: Ok, dann bin ich wohl eine Spule.
- Benoît: Du kennst ja das Ohmsche Gesetz.
- Luna: Hmm.
- Benoît: Also der Widerstand wäre ja die Spannung durch die Stromstärke.
- Luna: Aha.
- Benoît: Und die Leistung, das wäre ja die Spannung mal die Stromstärke.

Luna nickt unsicher.

Benoît: Und da könnte man aus der Gleichung mit der Leistung auch die Spannung rausnehmen und dafür die umgestellte Gleichung vom Widerstand einsetzen.

Luna kratzt sich am Kopf.

Benoît: Also die Gleichung umgestellt, sodass die Spannung auf einer Seite allein stünde, wäre ja dann die Spannung ist gleich der Widerstand mal die Stärke und das könnte man dann einsetzen, dann wäre die Leistung anstatt Spannung mal Stärke sozusagen Widerstand mal die Stärke und das in Klammern und dann noch mal die Stärke, also die potenzierte Stärke, also der Widerstand mal Stärke hoch Zwei.

Luna blickt Benoît verwirrt an.

Benoît: Ich will damit sagen, dass man verdammt viel Stärke braucht, um den Widerstand zu überwinden und zu leisten und deshalb lohnt es sich nicht, wenn du einen Tag so durcharbeitest wie heute. Du würdest den nächsten Tag nichts mehr schaffen. Da hättest du zu viel Stärke abgegeben, das müsstest du dann erst wieder durch viel Ausruhen aufholen.

Und mit Spulen ist das ja so, dass sie keine Veränderungen mögen, sie erzeugen bei Veränderungen Widerstand. Und deshalb ist es ganz klar. Wenn du dich einmal hochfährst und unter Spannung stehst, willst du am liebsten ohne große Veränderungen in dem Zustand bleiben und es fällt dir dann leicht, einfach weiterzumachen, da hast du dann nicht so den Widerstand mehr. Und

beim Anlegen einer neuen Spannung hättest
du neuen Widerstand.

Luna sagt lange nichts, schließlich holt sie tief Luft.

Luna: Ja, genauso ist es.

Das Ende der Naivität

- Benoît: Ich kann einer Menge einen Inhalt zuweisen.
- Luna: Warte mal! Das ist eine seltsame Sache. Wenn ich mir eine Menge vorstelle, also eine Menge Äpfel zum Beispiel, dann sehe ich die doch. Mir ist, als würdest du sie in ein Gefäß legen, vielleicht aus dunklem Kristall, dass ich sie nicht mehr sehen kann und dich fragen muss, wo die Äpfel sind. Oder du würdest ein Tuch über sie legen, was sich aufbäumt in der Luft und dann schließlich sanft über den Äpfeln ruht, dass sie geschützt sind vor meinen Blicken.
- Benoît: Ja, so denkt man sich das, die Menge ist ein Raum mit einer bestimmten Struktur.
- Luna: Aber kann ich mir nicht eine Menge auch ohne den Raum vorstellen, ohne das Gefäß, ohne das Tuch, einfach nur die Äpfel, die da liegen?
- Benoît: Ja, das kannst du, das ist dann Cantors Mengenlehre. Es gibt leere Mengen, aber zwei leere Mengen in einer Gesamtmenge sind zu vernachlässigen. Es reicht dann eine anzugeben.

Luna ist erschrocken.

- Luna: Ich stelle mir ein großes Haus vor mit vielen Räumen. In manchen Räumen sind Möbel, manche sind verstaubt und alt, andere hat ein achtsamer Mensch abgedeckt. In einem Raum steht sogar ein rostiges Herrenrad. Aber da gibt es zwei Räume, in denen sich gar nichts befindet, die vollkommen leer sind. Der eine ist gleich links hinter dem Eingang, der andere aber ist in der dritten Etage hinter der Treppe, die zum Boden hinaufführt, wo früher eine Mutter die Stufen hoch ist, wankend mit der Wäsche. Aber dieser kleine Raum hinter der Treppe ist

schwer zugänglich und wurde nur genutzt, als das Haus noch voller Menschen war und man viel Platz brauchte. Jetzt wohnt keiner mehr darin. Nur die alten Möbelstücke wohnen noch dort. Und ich höre die Tür knarren und sehe einen grauen Herrn die Flure auf- und abschreiten. In einer Hand einen Notizblock, er ist ganz beschäftigt, er zählt die Möbelstücke. Die Inhalte der einzelnen Räume oder Mengen wie du vielleicht sagen würdest. Und da diesen Mann nur die Möbelstücke interessieren, notiert er den großen Raum gleich links hinter der Eingangstür als leere Menge und denkt sich: eine leere Menge reicht. Den kleinen Raum hinter der Treppe, die zum Boden führt, den lässt er weg. Und ich will schimpfen mit ihm, weil das doch eine Lüge ist. Was wenn in dieses Haus einmal eine noch größere Familie zieht und sie dringend einen Abstellraum suchen, aber nicht mehr von ihm wissen?

Benoît: Du darfst auch zwei leere Mengen in einer Gesamtmenge angeben.

Luna lehnt sich beruhigt zurück.

Benoît: Die Menge aller Mengen, die sich nicht selbst als Element enthalten ist das Ende der Naivität.

Luna: Du verwirrst mich.

Benoît: Ja, es handelt sich dabei auch um eine Krise, alle sind verwirrt, nicht nur du.

Luna: Also ich versuche mir das mal vorzustellen: Eine Menge, die sich selbst enthält. Ich habe eine Menge von fünf Erdbeeren und eine Menge von drei Haselnüssen. Die Menge der fünf Erdbeeren enthält aber noch einmal dieselben fünf Erdbeeren. Das geht doch nicht! Dieselbe Erdbeere kann nur einmal da sein. Eine Menge kann doch gar nicht sich selbst

enthalten und sie kann sich auch nicht nicht selbst enthalten.

Benoît runzelt die Stirn.

Luna: Eine Menge, was ist das überhaupt? Das ist doch gar kein Ding da draußen, das ist Ansichtssache im Kopf eines Menschen. Ich könnte auch die Haselnüsse und Erdbeeren als eine Menge sehen oder nur vier Erdbeeren als Menge nehmen, das ist doch ganz beliebig und das, was ich als ähnlich oder nah beieinander mit meinen Augen sehe, das sehe ich als eine Menge.

Benoît: Die Menge wird nicht mehr über ihre Elemente definiert, sondern nur noch über ihre Eigenschaften.

Luna: Ach so? Also ist es schon so, dass ich mir denke, die Erdbeeren sind alle so rot und duftend, sie sind sich alle sehr ähnlich, sie haben alle grüne Blätter und winzige kleine Punkte außen dran, also gehören sie auch zusammen. Und die Haselnüsse sind klein, braun und rund. Sie sind viel härter als die Beeren und trockener, nicht saftig, und deshalb sehe ich auch in ihnen eine Menge. Aber wenn ich davon nun zwei Beeren esse und eine Haselnuss, dann sind ja nur noch drei Beeren und zwei Haselnüsse da und wenn ich daneben nun einen Löffel lege, dann kann ich die Beeren und Haselnüsse auch wieder zusammennehmen zu einer Menge und könnte sagen, dass ich sie alle essen kann und den Löffel nicht. Und der Löffel ist ja noch härter und lässt sich gar nicht biegen.

Benoît: Ja, der Löffel leistet unter allen Dingen wohl den meisten Widerstand. Wobei wir wieder beim Widerstand wären.

Luna: $U=R \cdot I$, Ich weiß. Ein starker, unbiegsamer Löffel! Den kann man nicht einfach anschauen und dann

biegt er sich. Da braucht man viel Stärke und viel Spannung.

Benoît:

Richtig.

Luna:

Jedenfalls ist es einfach Unsinn, eine Menge, die sich selbst enthält, sich vorzustellen. Denn kein Ding, was da ist, ist doppelt da. Dann ist es nur ein ähnliches Ding, aber nicht dasselbe. Und keine Menge existiert wirklich. Es ist nur unser Kopf, der die Dinge zu Mengen zusammenfasst. Ich kann ja in allem eine Menge sehen, so lange ich mehrere Dinge erkenne, die irgendwie zusammen zu gehören scheinen. Es ist doch nur ein Wort, nichts, was wirklich da ist. Man muss schon wissen, ob man auf eine Erdbeere schaut, die es wirklich gibt oder ob man einen Knoten im Hirn hat. Die Erdbeere interessiert der Knoten im Hirn nicht. Das muss man schon unterscheiden, Benoît, ob Hirnknoten, der versucht, sich die gleiche Erdbeere zweimal zu denken oder echte Erdbeeren, seien sie nun in Mengen oder nicht. Und das ist ja nun nicht so kompliziert. Was du immer nur hast? Da muss man sich ja nun nicht gleich in eine Krise stürzen. Da kann man auch in Ruhe die Erdbeeren essen und dann vielleicht auch noch die Nüsse und den Löffel lässt man eben so, wie er ist. Biegsam oder nicht. Vielleicht wirft man auch alles in einen Quark und rührt mit dem Löffel um und dann isst man einen schönen Quark mit Erdbeeren und Nüssen und lässt die Krise Krise sein. Das geht auch.

Benoît seufzt. Luna verschränkt die Arme. Beide sitzen eine Weile da.

Benoît:

Wenn man p von eins abzieht, erhält man nicht p .

Luna:

Das kann ich so nicht stehen lassen! Die Eins, das soll das Ganze sein?

Benoît:

Ja.

Luna:

Aber woher weiß ich denn, was ein Ganzes ist und ob das nicht auch vorher von etwas abgetrennt wurde. Könnte nicht auch so ein p ein Ganzes sein? Wenn ein dicker Herr an einem hübschen Tisch vorbeikommt und der Tisch steht im Garten im Sommer, die ganze kleine, lustige Gesellschaft hat sich gegen die Terrasse entschieden und den Tisch mitten auf den Rasen gestellt, so dass seine Füße sich in die weiche Erde bohren. Und auf dem Tisch stehen die Gläser noch unbenutzt und verkehrt herum auf der weißen Decke und die Decke hebt und senkt sich, je nach Windstoß. Es ist ein friedliches Bild. Da kommt nun der dicke Herr, er trägt heute seine Lieblingsweste und er sieht den Kuchen, den seine Frau gebacken hat und sein Herz macht einen Sprung. Er weiß, er darf nicht und er seufzt, aber anschneiden, das wird er wohl noch dürfen und da packt ihn die Lust und er geht hin und schneidet den wunderbaren Kuchen in zwei Teile. Und plötzlich wird aus dem einen Teil p und aus dem anderen nicht p. Und weil nun der ganze Kuchen geteilt wurde, sieht der Dicke erst, dass es ein ganzer Kuchen war, vorher war es einfach nur ein Kuchen, aber jetzt, wo er nicht mehr ganz ist, jetzt in der Erinnerung, wird er zu einem Ganzen, zu einer Eins. Denn nur ein ganzer Kuchen kann zwei Teile haben. Und wenn man die nun wieder zusammenschieben würde, da meine ich doch, dass bestimmt hier oder da von den Krümeln des einen Teils ein paar am anderen kleben bleiben würden und wenn man die wieder auseinanderzieht, hätte man dann vielleicht bei p noch ein kleines bisschen von nicht p daran und umgekehrt. Aber du würdest bestimmt sagen, dass man das auch exakt teilen kann, wie ich dich kenne. Und trotzdem ist es doch was anderes. Denn wenn

nun der dicke Herr das p mit einem Male verschlingt – er konnte sich nicht beherrschen – dann wird seiner Frau doch die Abwesenheit des p schmerzlich bewusst. Da kann der dicke Herr noch so sehr die Krümel von p aufpicken, seine Frau wird es ja doch sehen.

Und so wie aus der Teilung erst das Bewusstsein für den ganzen Kuchen wächst, so lässt sich auch im ersten Anschneiden erst sagen, was p und was nicht p ist. Vorher gibt es die beiden Teile noch nicht. Und dann kann man erst nach der Teilung und des erneuten Zusammenlegens und wieder Teilens feststellen, ob man tatsächlich wieder p und nicht p erwischt hat, so als würde der dicke Herr dort in seinem Garten stehen und noch mal zurück wollen, die Stücke behutsam zusammenschieben und hoffen, seine Frau möge ihm verzeihen und hin und her schiebt er sie, bis er es nicht mehr aushält und herzhaft in p hinein beißt. Die Zeit ist wichtig, Benoît, wann wer was teilt und das erste Mal ist doch ein ganz anderes als das zweite. Und wenn p nicht mehr da ist, dann sehe ich das Ganze.

Benoît: Luna, du und deine Fantasie! Die Mathematik lässt sich nicht einfach so vorstellen, das ist alles gar nicht mehr zu erfassen! Weißt du, wir wollten doch eigentlich mal unseren Urlaub planen. Ich dachte, wir bleiben vielleicht in Deutschland.

Luna: Ich kann mir alles sehr gut vorstellen, nur weil du dir keine Erdbeeren und hübsch gedeckte Tische vorstellen kannst, heißt es nicht, dass ich sie mir nicht vorstellen kann. Ich sehe alles vor meinen Augen. Und warum willst du denn ausgerechnet in Deutschland bleiben? Ich will lieber an einen warmen Strand und im Meer baden und fremde Länder bereisen. Das ist doch viel aufregender.

Benoît: Aber dann passiert es wieder wie beim letzten Mal, dass wir von Zimmer zu Zimmer umziehen müssen, weil noch andere Gäste kommen und sie es mit der Planung einfach nicht auf die Reihe kriegen. In Deutschland läuft es sicher besser ab.

Luna: Das hat doch nichts mit dem Ort zu tun, das Hotel war einfach zu klein und das Personal unfähig. So was kann überall passieren, Benoît. Auch in Deutschland gibt es schlechte Hotels.

Benoît: Ich will mich einmal entspannen können und nicht immer nur Ärger haben. Egal wo.

Luna geht an den Computer und googelt eine Weile.

Luna: Na gut, dann eben kein Strand. Königsberg oder Göttingen?

Benoît: Königsberg.

Luna: Schau mal, das Hotel hier heißt „Hilberts Hotel“. Es scheint riesengroß zu sein. Unendlich groß, da haben wir keinen Ärger mit den Zimmern. Es ist genug Platz für alle und wir müssen nicht plötzlich umziehen, wie beim letzten Mal.

Benoît: So groß ist Königsberg nicht. Selbst wenn das Hotel riesig wäre oder unendlich groß, hieße es doch nicht, dass deshalb keine Fehler passieren und alles glatt geht. Gerade bei großen Hotels, die den Überblick verlieren, geht was schief.

Luna: Wer weiß, es muss ja auch nicht immer das Hotelzimmer sein. Wir könnten uns auch in Königsberg verlaufen oder es könnte regnen und wir rutschen auf einer der Brücken aus.

Benoît steht auf und schaut sich die Webseite des Hotels auf dem Bildschirm an.

Benoît: Du hast recht. Königsberg ist nicht der richtige Ort. Aber ans Meer, wo es heiß ist, will ich auch nicht. Dann lieber in die Berge, wo es kalt ist.

Luna klappt den Laptop zu und geht aus dem Zimmer.

Anziehungskraft

- Luna: Benoît, du kannst mir helfen. Ich will einen Text zum Thema „Auf dem Sternenweg“ schreiben. Hast du vielleicht eine Idee, über was ich schreiben kann?
- Benoît: Ich bin nicht literarisch.
- Luna: Das weiß ich, ich dachte nur, du könntest mich inspirieren.
- Benoît: Hm. Also die Planeten werden als Wandelsterne bezeichnet, im Gegensatz zu den Fixsternen. Die Fixsterne bewegen sich nur für unsere Augen am Firmament, weil sich die Erde dreht. Die Planeten haben ihre eigenen Wege um die Sonne, ähnlich wie die Erde und auch ähnlich wie der Mond, liebe Luna, nur dass der Mond sich um die Erde dreht und nicht um die Sonne.
- Luna: So wie ich mich um dich drehe und du drehst dich um die Astronomie oder Mathematik oder Physik.
- Benoît lacht.*
- Benoît: Ja, genau. Du bist der Mond und drehst dich um mich, die Erde. Und ich als Erde drehe mich mit anderen Planeten um die Sonne, um das Wissen.
- Luna: Es wäre ja auch zu schön gewesen, wenn du dich mal um mich drehen würdest.
- Benoît: Das klappt ja nicht aufgrund der Gravitation. Ich bin als Erde viel schwerer als du, deshalb drehst du dich um mich und nicht andersherum. Und weil du mir sehr nah bist, wirst du besonders stark von mir angezogen.
- Luna: Also fehlt es mir deiner Meinung nach an Schwere und Größe, willst du mir das damit sagen?
- Benoît: In gewisser Weise schon. Du bist eben mehr ein kleiner Mond, der das Licht reflektiert und kein eigenes Licht ausstrahlt, Luna. Aber das ist ja auch

ok. Du kreist um mich herum. Du hast eben auch ein wenig Fliehkraft in dir, sonst würdest du völlig in mich hineinfallen.

Luna: Und was würde dann passieren?

Benoît: Wir würden uns verletzen. Du wärst dann nicht mehr da und ich würde geschädigt davonkommen. Es ist deshalb ganz gut, wenn ich um die Sonne kreise und du um mich kreist und wir uns nie ganz begegnen, sondern nur in zyklischen Bahnen unsere Wege gehen und uns aus der Nähe betrachten.

Luna: Finde ich gar nicht. Und außerdem: woher willst du denn wissen, dass ich nicht auch eine Tiefe, eine Schwere und Größe in mir habe? Vielleicht kreise ich ja auch um eine Sonne, die sich Literatur nennt, nur kannst du in deinem Planetensystem mit deiner Sonne meine Sonne gar nicht erkennen? Vielleicht gibt es ja mehrere Planetensysteme und mehrere Dimensionen?

Benoît: Nein, Luna. Da bringst du was durcheinander. Es gibt unser Planetensystem und das hat vier Dimensionen: Es gibt die Länge, die Breite, die Höhe und die vierte Dimension ist die Zeit. Und die Planeten bewegen sich eben auf ihren Bahnen, sie haben ihre stabile Umlaufbahn: Der Merkur ist der Sonne am nächsten. Und damit er eine stabile Umlaufbahn bekommt, muss er besonders schnell um sie herum fliegen, denn er wird ja besonders stark von ihr angezogen. Durchschnittlich fliegt er 172000 Kilometer pro Stunde. Dagegen ist der Mars viel langsamer, er umkreist die Sonne mit 86760 Kilometer pro Stunde. Es ist in dem Planetensystem alles ganz logisch, Luna. Wie auch in unserer Beziehung.

Luna: Und wenn ich mich nun einmal nicht mehr so stark von dir angezogen fühle? Wenn deine

Gravitationskraft nun plötzlich aufhört, was machst du dann?

Benoît: Luna, meine Liebe, das ist ja gar nicht möglich. Das widerspricht jeglicher Gesetzmäßigkeit. Schau mal, die Gravitation ist erst einmal eine Schwerkraft oder eine Erdanziehungskraft, wenn wir von der Gravitation der Erde sprechen. Aber wenn wir Einstein nehmen, dann ist die Gravitation eine Illusion, sie ist eigentlich eine Verzerrung.

Luna: Die Anziehungskraft ist eine Illusion?

Benoît: Ja, auf jeden Fall. Zumindest für Albert Einstein. Es ist nämlich so, dass alle Körper im luftleeren Raum von der Gravitation gleich schnell angezogen werden. Also eine Feder würde genauso schnell fallen wie eine Eisenkugel.

Luna: Hmm.

Benoît: Ich könnte es nicht unterscheiden, ob ich mich in einem Fahrstuhl ohne Fenster im All befinden würde oder ob ich mich in einem Fahrstuhl auf der Erde, der sich gerade im freien Fall nach unten bewegt, aufhalten würde. Beide Male würde ich schweben.

Luna: Bis du mit dem Fahrstuhl, der auf der Erde nach unten fällt, aufprallst.

Benoît: Der Aufprall gehört nicht in den Vergleich mit hinein. Es geht nur darum, dass ein Teil der Gravitationskraft sich wie die Beschleunigung verhält und im Grunde das Gleiche ist. Für die freifallende Kabine gelten also dieselben Gesetze der speziellen Relativitätstheorie wie für den Fahrstuhl im All. Ich will damit sagen, dass Einstein erkannt hat, dass die Gravitation zumindest teilweise sich genauso verhält wie die Beschleunigung, dass Gravitation und Beschleunigung sich nicht voneinander in ihren Eigenschaften unterscheiden. Verstehst du?

Luna: Mhm. Aber warum ist die Anziehungskraft eine Illusion?

Benoît: Das ist der andere Teil der Gravitationskraft. Stell dir bitte einmal ein weiches Kissen vor, Luna. Und die Oberfläche des Kissens ist gerade. Auf dieser Oberfläche könntest du winzig kleine, leichte Kugeln anstupsen und sie würden auf geraden Bahnen entlangrollen über das Kissen.

Luna: Ja.

Benoît: Und nun stell dir vor, ich würde eine sehr, sehr schwere große Kugel auf das Kissen werfen und sie würde einsinken. In der Mitte, wo die Kugel läge, wäre das Kissen ganz tief und an den Außenrändern noch genauso hoch wie vorher. Du könntest aber keine kleine Kugel mehr auf einer geraden Bahn entlangrollen lassen, richtig?

Luna: Sie würden immer zur Kugel nach unten rollen.

Benoît: Ganz genau. Und so stellt sich Einstein das mit dem anderen Teil der Gravitation vor: Raumzeit und Masse reagieren aufeinander und sind nicht unabhängig voneinander. Sobald die schwere Eisenkugel ins Kissen-Universum geworfen wird, verändern sich Raum und Zeit. Es gibt keine geraden Bahnen mehr, sondern nur noch Kurven. Die Eisenkugel definiert alles neu. Alles verhält sich nun zu ihr. Sie verzerrt die Bahnen der winzig kleinen Kugeln.

Luna: Verstehe.

Benoît: Die Gravitation ist also zum einen Teil ein Artefakt, sie verschwindet, wenn ich einen freifallenden Fahrstuhl habe und lässt sich mit der Beschleunigung erklären, zum anderen Teil verzerrt sie einfach das Universum, sie krümmt die Raumzeit.

Luna: Das was wir also Erdanziehungskraft oder Schwerkraft nennen, ist also gar keine Anziehung, sondern zum einen Teil eine Beschleunigung und zum anderen Teil eine Verzerrung. Richtig?

Benoît: Ja, ganz genau.

Luna: Das heißt, wenn ich der Mond bin und du bist die Erde, dann definierst du aufgrund deiner Größe und Masse unsere Raumzeit und dann gibt es da noch den anderen Teil: die Beschleunigung, also wie schnell ich mich als Mond um dich drehe.

Benoît: Naja, die Beschleunigung kannst du jetzt nicht auf die Planetenbahnen beziehen. Die haben ja eine konstante Geschwindigkeit und beschleunigen nicht. Aber ja, genau so hatte ich mir das gedacht mit uns.

Luna: Ich fühle mich also angezogen, weil du an Raum und Zeit drehst und meinen Blickwinkel verzerrst? Und weil es da ziemlich viel Bewegung gibt?

Benoît: Ja, so habe ich mir das gedacht. Das wäre dann eben die rosarote Brille der Liebe. Ich habe dir ja immer gesagt, dass ich so hübsch eigentlich gar nicht bin, aber du siehst mich verzerrt und das hat mit bestimmten Arrangements mit Raum und Zeit und Beschleunigung zu tun. Ich habe einfach viel in deinem Leben bewegt und du hast deine Gesetze, Raum und Zeit, in unserem Universum neu definiert nach mir und deshalb habe ich den Einfluss auf dich. Und jetzt wo wir uns einmal nah sind, da bleibst du gewissermaßen am Ball oder auch in deiner Umlaufbahn hängen und fühlst dich angezogen.

Luna: Ach Benoît! Du und deine Vergleiche. Kannst du dir vorstellen, dass es für mich schön wäre, wenn meine Anziehungskraft auch ein wenig stärker auf dich wirken würde! Und wenn wir unsere Nähe zueinander vergrößern könnten! Und außerdem darüber kann ich doch nicht schreiben.

Benoît: Wir sind eben in diesem Universum, Luna. Wenn wir da die Gesetze ändern, dann verschiebt sich alles. Dann fühlst du dich vielleicht nicht mehr angezogen von mir. Wir sollten nicht an Raum und Zeit rütteln. Es ist so am besten, glaub' mir. Und ich habe dir ja schon gesagt, dass ich nicht literarisch bin.

Luna seufzt schwer. Ihr Kopf versinkt im Kissen.

Dunkle Energie

Luna und Benoît gehen spazieren.

Luna: Wie die Sterne funkeln.

Benoît: Viele von ihnen gibt es wahrscheinlich schon gar nicht mehr.

Luna: Mag sein, aber sie sind trotzdem schön anzusehen.

Benoît: Nehmen wir einmal an, ein Stern ist 1000 Lichtjahre von uns entfernt und ist soeben erloschen, dann erfahren wir das erst in 1000 Jahren.

Luna: Der Stern dort drüben schimmert hell und bläulich, den gibt es noch.

Benoît: Ganz genau! Die vergangenen Sterne würden matt und rötlich schimmern.

Luna: Aber eigentlich ist ja alles um uns dunkel, nicht wahr Benoît? Wir sind umgeben vom Dunkel.

Benoît: Denn dunkle Materie und dunkle Energie nehmen fast den gesamten Kosmos ein, wir sehen nur 4 Prozent. Gerade die dunkle Energie, die 68 Prozent vom Universum ausmacht, ist vollkommen rätselhaft. Sie ist verantwortlich dafür, dass das Universum sich beschleunigt ausdehnt und ihr Druck muss negativ sein, denn sonst könnte er nicht als abstoßende Gravitation wirken und das Universum sich nicht ausdehnen.

Luna: Ja. Der Druck muss negativ sein ... Und wenn er das nicht wäre, wenn es wenigstens positiver Druck wäre?

Benoît: Unmöglich, da würde das Universum sich nicht ausdehnen.

Luna: Woher willst du das denn so genau wissen, wenn wir nur 4 Prozent vom Universum wahrnehmen können? Vielleicht sehen wir irgendwann mal 15 Prozent mit

irgendeiner neuen Technologie und dann gibt es wieder ganz andere Erklärungsmöglichkeiten.

Benoît: Also es sind natürlich immer nur Modelle und Theorien.

Benoît runzelt die Stirn.

Luna: Weißt du, es klingt alles so bedrückend. Dunkle Energie und davon noch so viel. Abstoßende Gravitation, negativer Druck. Die Wörter sind einfach nicht fröhlich.

Benoît: Aber Luna, es ist doch so aufregend, umso mehr der Kosmos uns offenbart, umso weniger wissen wir.

Luna: Ja, so kommt es mir vor.

Benoît: Wir können diese dunkle Materie und Energie gar nicht wahrnehmen. Aber sie ist da. Jede Sekunde können Billionen dunkler Teilchen durch deinen Körper fliegen und du würdest es weder sehen noch spüren.

Luna: Weißt du Benoît, ich kann es sehr wohl spüren, wenn dunkle Energien durch mich durchfliegen. Auch wenn ich sie nicht sehen kann. Aber das meine ich natürlich nur metaphorisch.

Benoît: Was ist denn los mit dir? Die dunkle Materie heißt doch nur so, weil wir sie nicht sehen können.

Luna: Ich will nicht mehr über negativen Druck, der sich total beschleunigt, reden! Auch nicht über Abstoßendes und Dunkles und überhaupt! Ich wollte einmal mit dir spazieren gehen!

Benoît: Aber genau das tun wir doch: Wir gehen spazieren und schauen uns die Sterne an. Und dann haben wir eben ein wenig über Forschung geplaudert.

Luna: Rätselhafte, dunkle Materie trifft es ganz gut. 4 Prozent darf man sehen vom Ganzen. 4 Prozent werden preisgegeben. 4 Prozent, der Rest besteht aus dunkler Materie und dunkler Energie. Zum größten Teil dunkle Energie, bei Materie wäre ja wenigstens

etwas Konkretes greifbar. 68 Prozent dunkle Energie, die man weder sehen noch spüren kann und die durch uns durchfliegt, da hast du mal eine echte Erkenntnis gehabt.

Benoît: Ehrlich gesagt, komme ich jetzt mit deinen Vergleichen und Metaphern nicht mehr mit. Was passt dir denn nicht? Ich habe dir immer gesagt, dass ich mich nicht für die Dichtkunst eigne.

Luna knurrt und will nicht reden.

Benoît (*ängstlich*): Luna. Wir beide sind doch wie zwei helle, bläulich funkelnde Sterne, die gerade erst entstanden sind. Wir haben noch so viel Zeit. Nicht wahr?

Luna: Ich sehe da eher mattes, rötliches Licht. Wer weiß, ob es diese Sterne überhaupt noch gibt.

Benoît: Das glaube ich dir nicht. Unsere Liebe strahlt hell und bläulich. Wir wollen die dunkle Energie im Dunkeln lassen und nicht weiter nach ihr forschen.

Luna: Ja, lass uns einmal nicht mehr weiter forschen. Lass uns einfach so spazieren gehen. Oder vielleicht mal über Literatur reden. Immerhin hast du dir ja eine Schriftstellerin ausgesucht. Das wird wohl Gründe haben.

Benoît seufzt.

Benoît: Gut, reden wir über Literatur.

Luna: Ja. Was interessiert dich denn? Welche Epoche? Welcher Schriftsteller? Welches Werk? Ich bin ganz offen.

Benoît: Ja, weißt du, ich kenne da eigentlich gar nichts. Ich lese meist nur Sachbücher. Aber du kannst gern reden, wenn dir danach ist.

Luna schweigt wütend. Nach einer Weile fängt Benoît wieder an.

Benoît: Forscher haben das extragalaktische Hintergrundlicht vermessen und konnten dabei herausfinden, dass die Sternentstehungsrate erst einmal rasant anstieg im Kosmos und zu ihrem

Höhepunkt vor etwa zehn Milliarden Jahren kam. Seitdem hat die Entstehung neuer Sterne kontinuierlich abgenommen. Ist das nicht unvorstellbar?

Luna: Genau, unvorstellbar, dass die Entstehung der Sterne seitdem nur noch kontinuierlich abgenommen hat.

Benoît: Luna!

Luna wendet sich verärgert ab. Beide laufen durch die Nacht. Jeder für sich allein.

Warum komme ich nicht auf, wenn ich doch falle, falle so in mich hinein, zu viel in mir, um dich noch zu erkennen. Erkenne ich dich nicht mehr, die Augen zu weit aufgerissen, alles zu, alles offen, zu offen. Wohin mit allem, zu viel trage ich. Das Schweigen auf meinen Lippen. Ich gehe durch die Straßen und es regnet wenige große Tropfen. Sie regnen schwer herab, aber gleich ist es wieder vorbei. Man hätte sie zählen können, hätte sie zählen sollen. Wer fragt mich, ob ich ertragen kann.

Die Zeit

Ich glaube nicht an Gestern, nicht an Morgen
Wenn ich dich treffe, treffe ich dich jetzt.
Das Ewige liegt im Moment verborgen
Und was zuerst kam, das kommt auch zuletzt.

Geradeaus und linear sind Lügen.
Es kreist, es bricht, es dehnt sich, kommt zurück.
Die Zeiten, die sich ineinanderfügen,
das Mögliche wird wirklich Stück für Stück.

Ich kann dich nur im Hier und Heute lieben.
Ich weiß nicht, wer ich morgen wieder bin.
Verlieren will ich mich und neu erfinden.

Es lässt sich weder halten noch verschieben
Doch jeder Abschied fordert den Beginn.
Nur Träumer können sich für immer binden.

Ich bin die Orte abgelaufen, die Orte unserer Zeit, bin in sie hineingekrochen, zu ihnen geflohen, glaube immer noch, dich hier zu entdecken, glaube noch, aber schau nur die Verwandlung beginnt. Ich sehe dich aus dem Wasserhahn trinken und am Tisch lehnen, ich sehe, wie wir uns in eine Ecke flüchten, wie wir tanzen und uns die Ohren zuhalten, ich sehe uns aneinander auf einer Treppe, da gab es noch keine Verbote. Ich höre, wie du sagst, du bist gar nicht müde und ich, ohne Verstand, glaubte, ich hätte Zeit, habe mich schlafen gelegt, allein, habe diese Augenblicke verloren. Dachte man könne sich nicht so aufeinander stürzen, war so sicher. Aber die Zeit reißt ab, reißt einfach durch mich hindurch.

Gehst du jetzt allein

Gehst du jetzt allein, gehst du noch einmal um den See und wirst du dich dieses Mal auf die Wiese legen, deine Hände anschauen und nicht mehr daran glauben können, dass sie doch einmal warm werden, wirst du erst aufstehen, wenn jemand kommt, der dir sagt, dass sie jetzt schließen, den Strand, die Wiese, die hügelig ist und nicht glatt, das alles schließen, wirst du denken, du kannst ja morgen wiederkommen und jetzt gehen, du kannst ja. Und wenn du den Weg nicht mehr weißt, aber warum solltest du ihn nicht wissen, es gibt keinen Grund. Und dann gehst du also allein und denkst an Großmutter, die immer vergisst, dass du sie schon angerufen hast und denkst. Und später dann, wenn das Stück noch immer nicht läuft, später dann, wenn du schon im Bus sitzt, im Bus, der so weit weg war, später dann, aber du bist gerannt und hast es doch geschafft und dann sitzt du und denkst so viel, dass du zu weit fährst und zurück musst, zurück, später dann ziehst du deine Jacke aus, weil das Gras inzwischen feucht ist und keine Decke da, später sitzt du wieder auf der Wiese, auf einer anderen, einer lauten Wiese, die glatt ist und nicht hügelig, aber es macht nichts und du denkst, dass die Menschen nicht leben und nein, zu denen gehörst du nicht und du gibst, was du sonst nicht tust, jemandem Geld in die Hand und gehst zurück, es ist so einfach die Wiese zu verlassen, sie ist ja da für einen, für einen, der sich hinsetzen will, wenn er mag und aufstehen und die Wiese. Die Hände bleiben kalt, wenn du den Tabak zurecht bröselst und kein Mädchen, das dir entgegentritt und dich fragt, ob du mitkommst zu ihr. Jetzt nicht mehr, jetzt willst du doch wie Großmutter das Vergessen erlernen und nicht mehr wissen, wer anruft und wer dir schreibt. Aber Großmutter wartet ja, sie wartet. Das wäre ein schlechtes Vergessen, das einen warten lässt, es müsste ein anderes sein, eines, wo du nicht mehr weißt, wie heiß der Tee ist, den du versuchst zu trinken, eines, wo du ganz vergessen kannst, vor allem vergessen, dass man ja zurück kann auf die Wiesen, ob sie glatt sind oder kleine Hügel haben und in den Bus, dass man ja zurückkann und dass man bleibt und nein, nicht zurück, dass man dableibt, wo man ist, das möchtest du vergessen, das, nichts weiter.

Allein im Zoo. Ich bin die Ausnahme. Anfang Oktober.

Ein Kind jagt eine Taube, die ins Gehege flüchtet. Das Kind stoppt vor dem niedrigen Zaun, dann beugt es sich nach vorn und pustet, um die Taube weiter zu ärgern. Die steht gelassen im Gras. Dahinter ein braunes und ein weißes Lama, gefleckte junge Lamas. Sie sehen aus wie übergroße Kuscheltiere. Daneben die Elefanten. Es gibt Wagen aus Holz zum Ziehen für die Erwachsenen und zum drin Sitzen für die ganz kleinen Kinder. Ich war seit Ewigkeiten nicht mehr im Zoo. Ich gehe weiter.

Kind. Das heißt: Die Streite der Eltern anhören, die weder miteinander können noch getrennt. Das heißt auch: Die Schwester liest Sherlock Holmes vor, unterbricht sich und fragt, wie die Geschichte ausgeht. Kind heißt ein Puppenland bauen mit der Freundin, Stupsi- und Brunoland. Und den ganzen Tag Schule spielen, die Überraschungseier sind die Schulranzen und kleine Hefte basteln, alles suchen, was für das Puppenland geeignet ist. Das heißt eine ganze Sippe von Meerschweinchen, heimlich die Meerschweinchen durchs Wohnzimmer spazieren lassen und Bücher aufstellen als Tunnel zum Drunter-durch-kriechen, Wände voller angenagter Bücher. Das ist die Kindheit in den Franckeschen Stiftungen in Halle. Auf den Turm klettern, der verboten ist und brüchig. Aufregend! Die Decke hängt halb herunter in der Küche und im Wohnzimmer, unsanierter Altbau. Durch die leeren Stiftungen krauchen, ohne es den Eltern zu sagen. Einmal entdeckte ich eine alte Bibliothek, überall liegen Bücher herum, feucht, schmutzig. Ich kann durch den eingebrochenen Boden in die Zimmer darunter sehen. Auch Kindergeburtstage. Die Eltern spannen Fäden durchs Wohnzimmer, an denen sie kleine Geschenke befestigten. Und wer beim Topf schlagen gewinnt, darf sich ein Geschenk abschneiden. Wir stellen kleine Hölzer nacheinander in Reihen auf, einer darf anstoßen, dann fällt die Kette nacheinander um, es sieht wie ein Zauber aus. Der erste Anstoß längst vergessen. Riesige Zimmer, Kälte. Ich mache die Hausaufgaben liegend unterm Federbett. Papa holt die Kohlen früh

um fünf. Kind sein ist auch das Häuschen an der Ostsee und der Großonkel, dem wir Postkarten dorthin schicken.

Ich sehe auf zwei grasende Tiere: Nyalas. Sie sind weiblich, wie das Schild erklärt und eigentlich aus Südafrika. Nun sind sie hier und fressen zusammen, schwenken ein bisschen die Schwänze, kämpfen eher zum Spaß mit ihren kleinen Hörnern. Das eine hat mehr Haare als das andere, vielleicht ist es älter. Jetzt hat es mich bemerkt, riecht in meine Richtung und schaut mich an. Die Ohren stehen weit zur Seite ab. Die Nase runzelt sich. Schönes Tier! Die Sumpfantilope daneben ist wohl allein. Auch aus Afrika. Eigentlich müsste die doch über den Graben springen können, denke ich. Vielleicht schafft das sogar ein Mensch. Aber sie riskiert es nicht. Kein Krokodil in Sicht, nur Baum und Wiese. Die Flucht lohnt wohl nicht. Der Papierkorb vom Eisstand gegenüber hat ein lachendes Gesicht aufgemalt und Strichmännchenarme. „Fütter mich“ steht darauf. Den Papierkorb darf ich füttern, aber die Tiere darf ich nicht füttern, wie mir die Schilder erklären. Jugendliche ziehen vorbei und sprechen eine Sprache, die ich nicht kenne. Dann wird der Papierkorb von einem der Mädchen gefüttert mit Resten einer Eisverpackung.

Jugend. Mutti arbeitet ständig woanders, ist völlig am Ende, fällt immer um. Sie fällt ganz plötzlich vom Stuhl runter, als sie ein Buch aus dem Regal nehmen will. Sie malt sich ihre Zeitpläne auf eine Karteikarte, um alles zu schaffen. Ich schaue die Karte an, es ist außer Sonntags zwei Stunden nirgendwo etwas mehr frei. Sie hat überall Schmerzen und fragt mich, ob jemand ihr etwas in den Kaffee tut. Sie ist in der Klinik und ich gehe sie besuchen. Ich ziehe mit anderen durch die Straßen, sie kiffen, ich will lieber nicht. Wir brechen ein und holen uns Zeug vom Sperrmüll, um eine eigene Bude zu haben. Wir spielen Flaschen drehen. Ich soll entweder dem Typen in die Hose fassen oder ihm die Schuhe küssen. Ich küsse die Schuhe. Der ist sauer und spricht nicht mehr mit mir. Ich nehme Muttis Gitarre und spiele darauf herum. Ich verliebe mich in einen Armenier. Als der einen Partnertausch vorschlägt, ich soll erst mit seinem besten Freund, gehe ich nicht mehr nach draußen. Brieffreundin im Harz, wir spielen die ganze Woche Computerspiele. Papa bekommt mit, in welchen

Kreisen ich rumhänge und schickt mich in die Kirche. Da lerne ich meinen ersten Freund kennen.

Ein graues, kleines Schwein mit wenig Haaren kommt mir entgegen. Es grunzt und ist ganz aufgeregt. Ich versuche grunzend zu antworten. Es zwinkert und rennt weg. Das Gespräch misslingt wohl. Seine lange Nase schnüffelt im Sand. Vielleicht gibt es noch ein zweites hinter der kleinen Öffnung im Haus? Als ein Pfleger sich nähert, dreht es durch und hört mit dem Grunzen nicht mehr auf. Es rennt um den Baumstamm in der Mitte. Dann bleibt es immer wieder stehen und schaut erwartungsvoll. Jetzt die andere Richtung um den Stamm. Einmal vergisst es sogar zwischen Rennen und Stoppen sein viertes Bein auf den Boden zu setzen und lässt es angewinkelt. Die Spatzen nehmen zur gleichen Zeit in Ruhe ein Sandbad im Schweinezuhaus. Durch die offene Tür kann ich auch Spatzen drinnen umherfliegen sehen. Essen gab es bisher nicht.

Im anderen Gehege müssten Hirscheber sein. Auch Schweine. Sie haben eine ungewöhnliche Bezahnung, die Zähne wachsen nach oben, durchbohren Nasenschädel und Haut beim Männchen. Der Mensch ist vor allem ihr Feind, sagt die Tafel. Zähne, die sich durch die Haut bohren, klingen schmerzhaft. Ich gehe ins Haus und sehe jetzt die Hirscheber mit den Zähnen. Alle Schweine essen endlich, auch das von draußen ist reingelaufen. Äpfel gibt es. Den Hirscheber irritiert mein Starren. Er lässt die Äpfel stehen, rennt weg, kommt wieder, schaut auf mich. Ich schaue auf ihn, der Wärter schaut mich an. Jeder beobachtet jeden. Dann laufen Kinder rein und schreien: „Igitt Schweine“ und laufen wieder raus. Die Mutter kommt hinterher, alle schauen nun gemeinsam. Einmal einen Blick geworfen, ziehen sie gleich weiter. Mir kribbeln die Beine vom langen Stehen.

Für das Füttern mit Eicheln gibt es ein zusätzliches Verbotsschild. Die Absperrungen sehen nicht so aus, als wären sie unüberwindlich. Sind die Zäune und Gräben für die Menschen oder für die Tiere? Die Menschen wollen rein, aber die Tiere wollen nicht raus. Sie nehmen das Geglötze in Kauf für Äpfel oder Gras und ein Dach überm Kopf. Es fängt an zu regnen. Zwei kleine, weiße Füchse schlafen im Gehege. Über das Fell laufen die Fliegen, nichts stört. Der eine Fuchs kratzt

sich und schaut mich kurz an, dann schläft er weiter. Es kommen Kinder vorbei. Der Vater fragt sein Kind, ob es sich an den Polarfuchs aus dem Buch erinnere. Das Kind faucht zum Spaß, der Vater schnalzt mit der Zunge, aber der Fuchs schläft weiter. Das Kind wünscht sich einen der Füchse zum Geburtstag. Der Vater sagt, die seien so schön kuschelig. Die nächsten Besucher kommen schon, pfeifen den Fuchs an, er rührt sich nicht, sie gehen weiter.

Es gibt Tafeln mit Naturforschern darauf. Auf einer davon steht etwas über einen Professor Doktor Adolf Portmann aus Basel. Er bekam ein Dissertationsthema, das sich als nicht bearbeitbar erwies, dann bekam er ein neues. Da muss ich gleich an meine Promotion denken. Promovieren ist alles andere als einfach. Portmann würde mir sicher zustimmen. Ich lese und lese und schreibe nicht. Ich will es jetzt in zwei Jahren schaffen. Vielleicht ist meine Beziehung zerbrochen, weil ich keine Lehrerin geworden bin? Weil ich kein Kind bekommen habe, weil ich promovieren will? Konkurrenz auch in der Liebe. Ich habe eine Eins, Hendrik eine zwei, das nagt an ihm. Als Frau zu stark geht nicht. Wenn ich jetzt ein Kind bekommen würde, wäre es aus mit der Freiheit, ich kann mich kaum selbst durchbringen. Ich will das Leben für mich, ich will schreiben, ich will reisen. Ich will das alles nicht verlieren. Ich frage mich, ob ich was verpasse mit dem Kinderkriegen. Eine Freundin sagt: Es ist genau andersherum, wenn ich ein Kind hätte, würde ich alles verpassen. Mutti, die alles versucht hat – Kinder und Karriere – und zusammengebrochen ist, immer vor Augen. Lieber kein Kind. Eine Ameise klettert am Zaun entlang. Ich rieche die Pflanzen mehr als die Tiere. Es riecht frisch. Portmann auf dem Bild sitzt an einem Tisch mit kariertem Tischdecke.

Die Löwengehege sehen zu klein aus. Löwin und Löwe rennen hin und her. Ein Schild erklärt: „Vorsicht, Löwe spritzt Urin durchs Gitter“ Das klingt nach schrillum Protest. Ein zweiter Löwe liegt am anderen Gitter und streckt die Tatze lässig durch. Ich merke gleich, dem Löwenpaar gefällt es hier nicht. Hinter mir ein Bassin mit Goldfischen, in das Leute Münzen hineingeworfen haben. Als ich eine Weile am Bassin sitze mit dem Blick auf die Löwen, versammeln

sich alle Fische und schauen erwartungsvoll nach oben. Manch Fisch ist besonders dick. Die Fische stehen im Wasser. Sie sind groß.

Ich denke daran, wie ich zur Studentenzeit auch zwei Goldfische hatte und dass mir mein Kumpel sagte, die Goldfische wachsen so weit, wie ihr Bassin es erlaubt. Die Studentenzeit. Jeden Abend hat irgendwer Geburtstag, ständig Party. Die Studentenhäuser untereinander leben ihre Traditionen, spielen sich Streiche, laden einen Misthaufen vor der Tür ab, dass wir nicht mehr raus können. Studententheater. Wir plakatieren in Nacht- und Nebelaktion die Häuserwände voll, keiner darf uns erwischen. Wir schreiben früh um fünf unsere Stückankündigungen an die riesigen Tafeln der Vorlesungssäle. Wir ziehen durch die Kneipen. Ein Professor verliebt sich in mich, schreibt mir, als ich es begreife, verstumme ich, kann damit nicht umgehen. Unsere WG ist als Hexenküche verschrien. Meine Mitbewohnerin Steffi macht Karamellbonbons in der Pfanne hinterm Abwaschberg. Ich versuche mir Locken einzudrehen und verfitze meine Haare in den Lockenwicklern, sitze heulend in der Küche. Steffi als angehende Ärztin schneidet Wickler für Wickler mit dem Skalpell aus den verfitzten Haaren und rettet mich.

Ein Kind will zu den Fischen springen, aber die Mutter erklärt ihm, dass man das nicht darf. Die Löwen rennen unverändert hin und her. Unter dem Fell des Löwen sind die Adern zu sehen. Das Gehege ist blau gekachelt, Seile hängen hinunter, Holzklötze liegen herum. Aufgerichtete Stämme, an der Wand sind Sitzgelegenheiten angebracht. Aber die Löwen langweilen sich und kennen das alles schon.

Den Nachttieren im Keller unterm Löwenkäfig wurde der Schlafrhythmus mit künstlichem Licht umgestellt, damit sie bei Tag zu beschauen sind. Alles ist sehr schwach beleuchtet, in der Decke sind kleine blaue Lichter. Ich sitze vorm Springhasen auf dem Boden. Weil es dunkel ist, sehe ich das Fenster gar nicht mehr und fast ist es, als würde mich nichts vom Hasen trennen. Der Springhase kommt näher und kratzt am Fenster mit seinen Pfötchen. Da ist es wieder, das Fenster. Er sieht ein bisschen aus wie ein kleines Känguru, weil er die ganze Zeit nur auf den Hinterpfoten steht. Der Schwanz ist genauso

lang wie das Tier selber. Die Futternäpfchen sind in den Ästen verhakt.

Oben bekommt der Löwe eine Brüllattacke. Ich laufe die Treppe hoch und sehe, wie sich die Menschen versammeln, um den Streit zu beobachten. Es klingt so, als wäre es eine gute Sache, dass der Löwe hinter Gittern sitzt. Jedenfalls für mich. Löwin und Löwe rennen unverändert hin und her. Der andere Löwe hält statt der Pfote nun die Schnauze durch das Gatter, eine Löwin ist an seiner Seite aufgetaucht. Ich bemerke einen Wärter, der etwas aufschließt und wieder geht. Vielleicht war es eine Luke zum Futter hineinschieben? Nein. Es ist eine Fernsteuerung, die Klappe hinten im Gatter öffnet sich und die Löwen dürfen raus. Sofort sind beide draußen. Jetzt rennen sie nicht mehr vor den Stäben hin und her. Im anderen Gehege hat sich die Löwin hingelegt, der Löwe auch, die Augen sind halb geschlossen. Sie erinnern mich an die Katzen zu Hause auf dem Sofa, friedlich blinzelnd. Zuhause das sind die zwei Katzen, die Freundinnen, nicht noch mal mit einem Mann zusammenziehen. Die ganze Wohnung für sich, nachts ist Ruhe, Arbeitszimmer mit Schreibtisch, Stuck an der Decke, Altbau, Hochbett. Zuhause, das bin vor allem ich. Das habe ich begriffen. Schon kommt die Löwin von draußen wieder rein, der Löwe kommt hinterher. Sie schauen die fotografierende Frau vor ihnen an. Die Unruhe ist vorbei. Sie haben auf das Draußen gewartet. Dann verschwinden sie erneut. Das andere Löwenpaar schläft auf sandfarbigem Teppichboden. Eine andere Frau setzt sich neben mich und beginnt, die Löwen mit Kugelschreiber auf kariertes Papier zu zeichnen. Als ich gehen will, bleibe ich noch einmal an den Goldfischen hängen. Sie schwimmen im ganzen Becken umher. Sobald ich mich setze, bilden sie wieder den neugierigen Pulk. Ich frage mich, ob die Fische unter Wasser ein Löwengebrüll hören. Dann gehe ich. Draußen entdecke ich das große Außengehege und Löwe mit Löwin. Beide sind entspannt, sie kuscheln und raufen und legen sich schließlich hin. Platz zu haben, reicht ihnen, sie sind hinter den Stäben genug hin und her gerannt.

Ich habe gesehen, wie sich in meiner Haut eine Tür öffnete und daraus eine Schlange kroch. Das Licht war ihr fremd. Sie wollte ins Freie. Drinnen lagen viel mehr Schlangen. Aus der Öffnung konnte ich hineinschauen. Mein Körper war innen hohl und ein ganzer Berg Schlangen lag darin. Sie waren verschreckt, das Licht blendete. Ich ließ offen. Sie krochen hierhin und dorthin, gewöhnten ihre Augen ans Helle.

Meine Katzen liegen wie kleine warme Honigtropfen in der Sonne.
Und wenn ich ihnen was erzähle, spitzen sie die Ohren.

Die Maschine

In dein Fleisch gekrallt, zu wund. Ich immer noch schön, du. Komm, wir wollen noch einmal den Bogen spannen. Du gehst durch die Zimmer und siehst Gespenster. Wer liegt dort im Bett und wer ist das auf dem Sofa? Auf dem Tisch siehst du auch jemanden, du sagst: „Es sieht nach Berlin aus und – warum springen die Katzen auf die Anrichte und warum halte ich sie nicht auf?“ Du sagst sonst nichts mehr. Ist nicht jede Bewegung eine Flucht? Ich halte mir die Hand vor den Mund. Wenn ich mich selber rieche, beruhige ich mich irgendwie. In der Ecke steht die Maschine. Wenigstens einen Augenaufschlag lang das Vergessen erlernen. Im Taumel haben wir uns schon so oft verraten, sind durchsichtig geworden bis ganz auf den Grund. Du siehst dich selbst: Das Jetzt ist längst vergangen. Keine Kraft zum Bogen spannen. Wer wollte das aushalten. Du sagst, du siehst die anderen wegtrocknen. Und ich, ich wäre jemand mit einer Mitte und kein nervöses Hemd und sowas sagst du. Der Tisch ist noch Jungfrau. Das Sofa haben wir entjungfert. Gut das Bett. Aber du glaubst es mir nicht, und deshalb sage ich es nicht. Wir sind die Geister hier. Der Tisch hat uns nichts getan. Den Katzen, denen geht es doch gut. Wir haben zu viel Geist in uns und der Bogen, so ein Vorhaben aber auch. Warum wollen wir immer alles und noch mehr? Die Maschine. Eine dunkle kleine Maschine mit einer Kurbel dran. Wir kurbeln ohne zu wollen, drehen herum, geistern durch das, was uns gehört, und fassen es einfach nicht. Wir können uns nicht halten, wir haben die Kraft nicht dazu. Und da steht wieder ein Gespenst zwischen uns und setzt sich hin und schweigt. Es ist nun da. Wir wissen es nicht zu verjagen. Ich versuche ein wenig zu pusten, aber es bleibt da sitzen. Du hast wieder so viel gekurbelt. Du bist zu nervös hier. „Musst du immer kurbeln!“, sage ich. Und dann tut es mir schon wieder leid. Ich will dich anfassen, aber ich greife durch dich hindurch. „Das kommt vom Kurbeln“, sagst du. Warum nur diese Maschine? Wir wollen sie wegtragen, sie ist zu schwer. Wir sitzen beide zwischen den Geistern, wir unterscheiden uns nicht mehr. Es

wird immer kälter, und ich halte wieder meine Hand vor den Mund, um mich zu riechen. Aber ich rieche nicht mehr. Ich hole eine Streichholzschachtel und mache Feuer. Wir sehen nur noch die Flamme, das Leuchten und Flackern. Dann fängst du wieder an zu kurbeln und sagst dabei: „Ich kann es einfach nicht lassen.“ Ich zünde das nächste Streichholz an. Du schaust auf. Es wird besser. Wir wollen das Feuer halten. Ich zünde den Gasherd an. Wir schauen in die Flamme. Du sagst wieder: „Du bist kein nervöses Hemd, das hab‘ ich gewusst.“ Wir schauen jetzt nur noch in die Flamme und sehen nichts anderes mehr. Und du hältst den Finger hinein, ich schreie auf: „Dein Finger brennt.“ Du lachst und dann spielst du ein wenig damit, hältst einen Finger der anderen Hand dran und der brennt dann auch. Ich laufe zu dieser Maschine, und du sagst: „Hey, es tut nicht weh!“, und willst mich fassen. Du greifst mir in den Nacken, wie bei einem Biss, wenn Katzen sich lieben – die beißen sich doch auch am Nacken fest –, und ich fühle die Hitze aufsteigen. Du sagst: „Du brennst jetzt auch.“ Ich fasse mich an den Nacken, und da brennt mir die Hand. „Oh Gott!“, sage ich. „Oh Gott, was machen wir hier?“ Du streichst über deine Haut und setzt dich in Flammen. „Wo sind die beschissenen Geister?“, fragst du.

Du stehst in Flammen, und ich merke nur noch die Hitze, und es riecht gut. Ich sage: „Das hab‘ ich noch nie gesehen, das ist völlig abgefahren.“ Jetzt kriegst du einen Lachanfall, und ich denke mir, wir sind verrückt geworden, jetzt ist es ganz aus mit uns. Da packst du mich, und ich schreie und mache so die Handbewegung zum Kurbeln, aber die Maschine steht ja ganz woanders. Ich schreie: „Spinnst du? Wenn ich einmal brenn‘, dann brenn‘ ich immer.“ „Ist doch geil“, sagst du und schmeißt dich weg vor Lachen. Jetzt brenne ich auch. „Wenn das jemand sieht“, sage ich.

Ich stehe da und brenne und brenne. „Wo ist die beschissene Maschine?“, fragst du. „Ich weiß nicht.“ Wir liegen in der Küche rum und brennen. „Wir sterben, oder?“ „Und wenn schon“, sagst du. „Na gut“, sage ich. Dann fasse ich dich an, und ich kann dich fassen. Wir treiben es auf dem Küchenboden, bis ich blute. Ich fühle keinen Schmerz. „Ist ja katholisch“, sagst du, „ist ja der Wahnsinn.“ Dann

liegen wir nur noch da und keuchen. Das geht immer weiter. Ich glaube, wir verlassen die Küche nicht mehr. Die Katzen laufen irgendwo oben auf der Anrichte rum. „Lass sie laufen“, sagst du. Und du krallst dich in mein Fleisch. Du immer noch schön, ich.

Meine bleiche Geliebte

Jeden Tag aufstehen und die Erinnerung anbrüllen: Geh endlich! Lass mich in Ruhe! Es ist vorbei! Sie stört, weil alles am Zerschellen, weil doch nicht möglich, weil zu viel gewollt. Einmal lassen, wie es ist. Ihrem Ruf nicht folgen. Aber da steht sie schon an der Tür. Bitte geh nicht! Ihr die wunden Augen streicheln, wie kalt sie ist, wie flüchtig. Gefallener Schnee. Der Himmel beugt sich über die aufgerissene Erde. Die Erinnerung, meine bleiche Geliebte, kennt den Tag nicht, hat den Morgen nicht gesehen, spielt verstecken unter der Bettdecke, will nicht erwachen, schließt lustvoll die Augen. An mir, fast ein Kind noch. Ich wüsste schon. Doch was ist unter dem Kleid? Wo ist ihr Körper? Die offenen Wunden. Das, was bleibt.

Zurück

Und ich lehne an der Wand, weinend, ohne Recht zu wissen und weiß doch irgendwo in mir, dass ich um den Anfang weine, der vorübergezogen ist, noch ganz jung, noch fast gegenwärtig, aber doch verloren. Dass wir einander fremd sind, ohne uns zu kennen und nicht wie jetzt, wo wir uns doch kennen und gerade deshalb, so befremdlich. Und da laufe ich dumpf in der Wohnung auf und ab und habe so viel Schmerz, weil ich mir nichts sehnlicher wünsche als zurück zu gehen und doch es besser weiß. Und das, unser beider Fehler, das Besserwissen ohne Glaube, das über den anderen und um den anderen und immer besser und der Kampf um das Besser, der Kampf allein nachts im Bett, der Kampf um den Schlaf, um das Aufwachen aus dieser Zeit, die Angst, dass du mir schreibst, die Angst, dass du mir nicht schreibst, die Angst. Nur einmal im Unrecht sein, wie wunderbar es wäre. Aber wir lassen es nicht darauf ankommen, auf das Wunder, wir lassen es nicht. Und ich kann gar nicht aufhören mit dem Weinen, weil in jedem Atemzug schon der Zweifel steckt, der Zweifel und die Beharrlichkeit und ich höre deine Stimme, wie sie sagt, ich würde dich nicht kennen, wie sie so vieles sagt.

Ich wiege mich in meinen Träumen unaufhörlich, glaube nicht mehr dem Auf und Ab der Dinge, glaube auch mir nicht mehr, habe mich ganz auf dem Boden verlaufen, bin aufgestiegen, nur um mich fallen zu lassen, blicke hierhin dorthin, lasse alles schweifen, lasse mich endlich einmal ruhen, halte inne mit mir, achte nicht mehr auf das Strömen, sollen die Gedanken sich selbst denken, wer wollte behaupten, sie gehören mir? Die Flut reißt nicht ab, so steige ich hinunter und die Klippen sind scharf zu meiner Haut, aber still, hör nur wie die Wellen gehen, so muss es sein, das Salz in der Luft und in meinen Lungen, endlich neues Leben, endlich fort, die Flucht, ich steige hinab, in meine ganz ungekannten Tiefen, höhle mich aus, von innen, drehe mich einmal, von außen, bis ich selbst nicht mehr weiß, was innen und was außen ist. Ziehe es vor, zu schwimmen, so weit von allem, was mich bedrückt, so weit, dass ich nur noch untergehen kann, dass mein Körper den Weg zurück nicht mehr weiß, was für eine Lust, endlich vollkommen die Illusion einer Orientierung aufzugeben. Die ganzen Krücken, wer will sie haben. Nein. Und nochmals nein. Ein Aufschrei, der meiner Seele gleicht, ein Bild, wer wollte es festhalten, die Erinnerung, sie hält alles fest, sie lässt nicht los, sie ist die Einzige, die an mir hält, ich will ihr ganz entfliehen und doch, holt sie mich immer wieder ein. Hoffnungslos.

Wir haben unsere Angst aufgegessen. Wir dachten, wenn wir sie essen, ist sie nicht mehr da. Dann rutscht sie durch den Magen und irgendwo ins Dunkel hinein. Wir dachten, das ist gut so, das machen wir jetzt und dann haben wir gebacken und gekocht und waren so eifrig in allem. Ich liege hier auf dem Sofa und mir ist schlecht geworden und ich denke, was hätten wir machen sollen mit der Angst. Die konnte hier nicht bleiben. Du sagst zu mir, die ist noch in der Luft und du kannst es riechen, es riecht überall nach Angst und es ist eklig, ich soll ein Fenster öffnen. Ich suche so nach dem Griff und habe vergessen, wie der aufgeht, ob nach links oder rechts oder wie und du sagst, Mann bist du völlig bedeppt jetzt, so macht man das und du reißt das Fenster auf, da wird es besser, mir ist nicht mehr ganz so schlecht, nur ein Stein im Magen. Der wird wohl kleiner werden, denke ich, der wird wohl. Und dann penne ich weg und als ich morgens zum Kühlschrank bin, da ist der Kühlschrank voller Angst und im Regal der Staub auf den Büchern, der ist auch voller Angst und ich denke mir, scheiße, ich muss umziehen oder so was. Du sagst, komm wir drehen mal ne Runde, ja? Und wir drehen die Runde. Da wird es heller. Wir laufen in die Allee hinein, du nimmst mich in den Arm und sagst, die ganzen Lampen, das ist alles so für uns jetzt, und dann laufen wir auf dem kleinen Weg zwischen den Straßenseiten entlang, die Autos fahren schnell und der Lärm macht es innen leise. Da sagst du, der Weg, der freut sich jetzt, weil wir genau auf ihn passen und ich sage, der Weg hat uns jetzt und wir haben ihn. Du hast es gefunden. Die Angst ist weg. Sogar, dass sie da war, habe ich vergessen. Ich bleibe stehen, schaue dich an und heule.

Es hilft nichts, das Gespenst der Erinnerung verfolgt mich und wenn ich glaube, es lässt mich los, wenn ich für Minuten aufatme, umschleicht mich die scheue Ahnung, dein Bild vor meinen Augen, deine gedachte Nähe, alles andere verblasst, der Spuk zieht mich wieder hinab.

Als ich mir zu viel wurde, als ich meine Gedanken töten wollte, als ich dich nicht mehr hören, riechen, fühlen wollte, als ich vergessen wollte, bin ich über der Arbeit eingeschlafen, ohne es zu wissen und mir war, als würdest du mich in den Arm nehmen, als wärst du endlich da. Nur schlafen, das wäre gut. Nicht mehr mit mir allein sein. Weg sein. Eine andere.

Alles verblasst um mich. Nur wenn ich weine, kann ich mich fühlen. Für einen kurzen Moment glaubte ich, das Gespenst ließe mich los, das Gespenst der Erinnerung. Doch wenn ich aufatme, überfällt mich ein Schauer. Eine Ahnung, auf leisen Sohlen.

Bald jährt sich der Todestag meines Vaters. Ich denke oft an ihn.

Es ist seltsam, dass Menschen sterben können. Dass man dann nur noch Fotos hat und sonst keiner mehr da ist. Jetzt erst habe ich angefangen zu überlegen, wer noch alles sterben könnte. Da wird mir ganz anders, wenn ich so nachdenke. Was bleibt von meinem Vater? Vielleicht bleiben die Geschichten.

Mein Vater ist ohne seinen Vater, mit seiner Mutter und seine Großmutter aufgewachsen. In der Nachkriegszeit haben sie in Halle Kartoffelschalen aufgesammelt auf der Straße und die gekocht, weil es nichts zu essen gab. Es musste eine ärmliche Wohnung gewesen sein, denn er nahm seinen besten Freund nie mit hinauf zum Spielen, er ging immer nur zu ihm und seiner reichen Familie. Das habe ich bei der Beerdigung von besagtem Freund erfahren. Mein Vater sagte mal zu mir, dass seine Mutter ein wenig verrückt gewesen sei. Wenn sie Angst hatte, fing sie laut an zu singen. Vielleicht ist sie an ihrer Affäre mit dem Offizier verrückt geworden, wer weiß. Sie hat diesen Mann später noch verklagt, damit er für das Kind zahlen sollte, aber sie hat die Klage verloren. Mein Vater jedenfalls ist mit 14 Jahren in den Bergbau, um Geld zu verdienen für seine Mutter und Großmutter. Der Bergbau hat ihn nie ganz losgelassen, er war fasziniert davon. Als er anfang, war es unter Tage alles noch ziemlich provisorisch und auch richtig gefährlich. Einmal wurde er sogar verschüttet. Er hing zwei Stunden dort irgendwo in der Erde fest, bis sie ihn wieder ausbuddelten. In die Gänge musste er kriechen, man konnte nicht aufrecht stehen und in so einem Gang saß er fest. Später schickten sie ihn fort, er solle sein Abitur nachholen, das machte er dann auch. Er ging zur Armee und lernte Fallschirmspringen. Dort blieb er tatsächlich auch einmal am Flugzeug hängen und riss sich irgendwie los, landete dann mit einem Notfallschirm. Von der Armee gibt es auch noch mehr Geschichten. Mein Vater lernte Panzer fahren. Im Panzer saßen immer zwei übereinander, der untere musste schießen und der obere fuhr ihn und lenkte. In einer Schießübung, bei der man auf keinen Fall aus dem Panzer steigen durfte, wenn man nicht lebensmüde war, gerieten mein Vater und der andere Soldat in Streit, weil die Schüsse meines Vaters immer daneben gingen. Schließlich

trat ihn der andere von oben. Mein Vater wurde so wütend, dass er aus dem Panzer stieg mitten im Gefecht und über den Schussplatz rannte. Danach wurde er aus der Armee entlassen. Sein Vorgesetzter konnte ihn gut leiden, er soll wohl zu ihm gesagt haben, dass er bei so einem Vergehen normalerweise so lange mit einer Granate auf der Stelle hätte hüpfen müssen, bis er zusammengebrochen wäre. So hätten es die Russen gemacht. Aber er entließ ihn mit ein paar guten Worten. Also machte sich mein Vater ans Studieren. Er studierte viel. Lehramt Deutsch und Geografie. Deutsch brach er ab, weil ihm das Mittelhochdeutsche nicht lag. Er konnte nie verstehen, wie ich mich in dieser Mittelhochdeutschen Grammatik und den Übersetzungen zurechtgefunden hatte. Lehramt Geografie schloss er ab. Später noch Ethnologie mit Nebenfach Soziologie und schließlich hatte er dann zwei Diplome in Geografie und in Ethnologie. Seinen Doktor machte er auch später. Er fing als Lehrer an. Drei Jahre war mein Vater in der Schule und er hat oft überlegt, ob er doch wieder in den Bergbau zurücksollte in dieser Zeit. Die Disziplin zu halten, war das Wichtigste. Er erzählte mir von den Lehrerinnen, die es einfach nicht packten und oft heulend im Klassenzimmer saßen. Man musste die Schüler im Griff haben. Ich erinnere mich auch, dass er von zwei Mädchen erzählte, die ihn mit einem kleinen Spiegel immer wieder blendeten und ärgerten während der Stunde und er irgendwann vor Wut die Schultasche von einem der Mädchen zerrissen haben soll. Mein Vater hatte zu der Zeit eine Freundin, die ihn schließlich in den Brockhausverlag brachte, wo er als Lektor anfang. Er beschrieb gern, wie sein Chef hinter einer Glaswand drei Bücher auf einmal Korrektur las und er mit nur einem Buch dort unter Dauerbeobachtung saß und immer wieder einschlief. Sein Chef klopfte dann mehrmals freundlich an die Scheibe und las wieder weiter. Das war auch nicht das Richtige für meinen Vater. Er langweilte sich fürchterlich und schließlich ging es in der Universität in Leipzig weiter. Er forschte zu Namibia und dem Bergbau, der dort betrieben wurde. In der DDR regte er sich immer auf, dass er nicht nach Afrika reisen konnte. Später als er dann durfte, wollte er nicht mehr. Er hatte sich von Kollegen dort das Elend schildern lassen und er mochte nicht mehr so weit reisen. Ich dachte

früher immer, er wäre wie der Geograf im kleinen Prinzen, der genauestens Bescheid wusste, doch nie seinen Planeten verließ. Wir versuchten oft ihn zu bereden, nach Afrika zu reisen, doch er blieb stur. Einmal bekam er auch das Angebot in Jemen zu arbeiten, doch meine Mutter wollte auf gar keinen Fall nach Jemen ziehen.

Als ich geboren wurde, waren meine beiden Eltern schon an der Universität. Mein Vater in Leipzig, meine Mutter in der Philosophie in Halle. Vor meiner Geburt wohnten sie in der Lerchenfeldstraße und meine Mutter erzählt gern, wie damals im Winter ein Fenster hinausfiel, sie bei der Verwaltung anrief und es hieß, sie solle einen Schrank davorschieben, ein neues Fenster würde sie erst in zwei Jahren bekommen. Meine Mutter, gelernte Eisenbahnschlosserin, bevor sie an die Uni kam, hatte im Mansfeldkombinat über Arbeitszufriedenheit geforscht und dort handelte sie auch ein Fenster aus, das sie recht schnell bekam. Von einem ihrer Studenten ließ sie es schließlich einbauen. Auf legalem Wege kam man in der DDR nicht weit. Jedenfalls zogen meine Eltern dann bald in eine Wohnung in den Franckeschen Stiftungen, einem Waisenhauskomplex aus der Zeit des Pietismus, in der ich die ersten sieben Jahre meines Lebens verbrachte. Später hatte mein Vater immer noch eine weitere Wohnung zur eigentlichen Wohnung, in der sie lebten. Die letzte Wohnung, die er sich mietete, war genau an der Stelle in der Mühlgasse, wo das Haus seiner Kindheit stand. Es muss knapp über ein Jahr vor seinem Tod gewesen sein, als ihm die Hausverwaltung diese Wohnung vorschlug und er sagte damals, wer weiß, vielleicht wollte ihn seine Mutter jetzt zurückholen. Plötzlich kamen neue Geschichten zu den bekannten Geschichten hinzu. Ihm fiel sein Hund Winnie ein aus seiner Kindheit und er erzählte, wie Winnie einmal beim Schwimmen im Nordbad verlorenging und er ihn suchte, der Hund saß abends vor der Haustür. Er hatte sich den ganzen Weg gemerkt. So viele Erinnerungen. Mein Vater war ein unglaublicher Kämpfer. Aber als er merkte, dass es so nicht weiterging, ließ er innerlich los. Er sagte zu mir, wenn er doch nur einschlafen könnte. Er wollte auf gar keinen Fall irgendwo dahinsiechen. Und so ist es dann auch gekommen, nach wenigen Tagen im Krankenhaus ist er

eingeschlafen. Als wir ihn so sahen und er noch warm in seinem Bett lag, meinte meine Mutter immer wieder, er sähe aus, als würde er noch leben und genauso hätte er immer geschlafen.

Ich könnte noch so Vieles über meinen Vater erzählen. Ich denke oft an ihn. Am 17. Dezember ist er vor einem Jahr gestorben. Wenn er jetzt da wäre, würde er mir sagen, ich solle nicht so traurig sein. Er nahm seinen Tod auf die leichte Schulter, während ich voller Angst schluchzend neben ihm stand, damals im Krankenhaus. Ich gehe mit meiner Mutter auf den Stadtgottesacker und lege ein paar Blumen hin. Aber das hat nicht viel mit meinem Vater zu tun, dort zu stehen und auf seinen Namen zu starren. Der Friedhof ist schön, historisch nach italienischem Stil. Aber wenn mein Vater noch irgendwo ist, dann ist er wohl nicht dort.

Wir wussten es längst und unsere Eltern, die wussten es ja auch.

Und weil dennoch in einem unbedachten Moment so etwas wie Scham über uns kam, wir uns ertappten, in den Ecken, die wir selbst besser für uns behalten wollten, da beschlossen wir, es wäre doch vernünftig und redeten viel zu dem einen und dem anderen und redeten vielleicht oder vor allem uns selbst ein wenig den Mut zu, der fehlte. Wir sagten uns, wir müssten doch versuchen und versuchten also. Und die Zeit, sie ging so vor und wir schauten auf sie und rechneten. Und wo wir die Zeit immer voranmarschieren sahen, immer so im Blickfeld, da konnten wir sie immer weniger vergessen. Sie war vor allem vorn die Zeit, sie war selten hinter uns. Sie war klein und energisch. Ein nervöses Hemd war sie, die Zeit. Wir trugen alle die gleiche Lüge in der Tasche und im Grunde wussten wir es längst. Und unsere Eltern, die hätten doch mal reden können. Naja. Die hofften eben auch, die hofften auf uns. Wir schauten uns manchmal verstohlen von der Seite an und von der Seite so im Augenwinkel, da fanden wir uns und eigentlich tat es so ganz gut, aber dann war es auch wieder peinlich und wir schauten wieder nach vorn. Jemand aus der Truppe sagte, wir müssen da kämpfen, auch wenn es sinnlos wäre, es zähle der Kampfgeist. Hmm. Sagten wir, ja nicht aufgeben und so. Dann war aber irgendwann ganz die Luft raus und das nervöse Hemd flatterte noch einmal auf und legte sich so vor uns hin und jeder setzte sich in so eine Ecke und blieb da erst mal. Die Ecke eben und die Scham war dann nicht mehr so wichtig, gerade. Irgendwann ist auch mal gut mit den ganzen Mühen und eigentlich wussten wir es längst. Dann begann plötzlich einer zu reden: wir wissen es längst, sagte er, und unsere Eltern, die wussten das doch auch. Alles schwieg und schaute so herum auf den Boden oder auf die eigenen Hände oder so. Dann sagte er wieder: ja ist doch so und ist doch Quatsch das Gerenne und überhaupt, ist alles Quatsch. Ja, ist Quatsch, brummte ein anderer. Dann sagte jemand: Das geht nicht, der Mensch muss an was glauben, auch wenn es ganz sinnlos ist. Aber so ganz sich aufgeben, da sind wir ja wie Tiere oder schlimmer. Und alles stöhnte und dachte, jetzt müssen wir wieder rennen und so. Dann glauben wir eben was anderes, sagte dann der neben mir und ich sagte

ja, gute Idee. Wir suchten und suchten und sammelten die Ideen und jeder packte sein Täschchen aus, jeder in seiner Ecke. Wir schüttelten uns so, weil wir so nackt vor dem anderen waren. Aber gut. Besser als das Gerenne. Dann probierten wir lange, wir testeten das erst selber und stritten herum und ein paar packten ihr Täschchen schon wieder ein, da fiel uns auf, dass wir jetzt auch nicht mehr zurückkonnten. Das war jetzt auch vorbei. Die Täschchen und die Ecken und das Rumgedruckse sind ja nicht mehr, wenn es einmal draußen ist. Da lümmelten wir so nackt vor uns hin und wussten eben auch nicht recht. Dann lachten wir, weil alles blöde uns vorkam und ungewohnt und wir klopfen uns auf die Schulter und plötzlich hielten wir ein Stück von etwas in der Hand, das wir gar nicht kannten so. Jetzt nicht loslassen, sagte einer. Ja, da weiter irgendwie und wir bastelten da gemeinsam an einem Strang und wenn wir auf den anderen skeptisch guckten, da rutschte es so weg, aber jetzt kannten wir ja die Richtung und wir machten und machten und stöhnten, das lohnte sich, das wussten wir und ob das unsere Eltern auch schon und so? Wir hatten etwas in der Hand und hielten fest. So ganz wohl war uns nicht dabei. Weil alles, was wir kannten, das war ja weg. Wir kamen uns abgedreht vor. Aber endlich kein Gerenne mehr, das war schon was.

Frühwerk

Meine Muse

Ich habe meiner Muse
das Küssen verboten.

Den Mann an meiner Seite
brächte sie aus der Fassung.

Jetzt streicht sie mir öfter
mit ihrem Finger den Hals.

Manchmal

da ist es so

als wären wir wieder Kinder

dann bin ich ich und du du

und die Welt glänzt

aus unseren Augen.

Treibhausnächte

mich ummanteln
deine grüngefiederten
Blätterhände wellenfeucht
tropisch. Schlingpflanzen
umwürgen mir die Taille
wilder Kampf der Sinne
mit dir verwachsen
wuchernd streben wir
dem Glas entgegen.

Narziss

Spiegelglattes Gesicht
Echo verfolgt meinen Schrei.
Im Rausch des einzigen Bildes
zerreißt mich Sucht und Sehnen.
Worte erstarrter Lippen.
Ich stürze zu dir, Geliebter!

Spätsommer

Wenn dich die Freiheit verfolgt,
er kennst du sie an ihrem Schritt.
Fremde Wärme haucht ihre Welt.
Berührt dich
fast ohne Grund
und wissend
stiehlst du dich
aus dem Staub
deiner elenden Furchen
reißen nicht geahnte Löcher
gibt es kein Konzept mehr.
Aus Angst die Karten könnten fallen
verklebst du sie mit falscher Ignoranz
allein dein fiebriges Feuer
lässt sich nicht totschiagen.
Du verbrennst dich nur.

Träumen? Träumen ist in den Schnee fallen. Träume sind leicht wie Luftschokolade. Im Traum ist alles erlaubt. Ich will dein Traum sein, so wie du meiner bist. Ich wäre gern deine fliehende Erscheinung im Vorüber und Vorbei. Ich will meinen Glanz in deinen Augen sehen. Ich steige ein und du fährst mit. Du bist ein warmer Horizont im Arm, ein Bienenschwarm im Bauch. Du bist der Tänzer auf meinem Eis. Ich bin die Lücke im Gedächtnis, der tote Punkt in deinem Blick. Ich bin der Atem auf deiner beschlagenden Brille. Ich wirble durch dein nächtliches Gähnen. Wenn du schläfst, bist du schön.

Ich bin heute früh aufgestanden und habe deinen Schlaf bewacht. Ich konnte dir ins Gesicht schauen, ohne dass du es wusstest. Um zwölf habe ich deinen aus dem Bett hängenden Fuß gekitzelt und du hast gebrummt. Um eins habe ich dich angemaunzt wie eine kleine Robbe. Ich bin auf dir herumgeklettert. Du ruhtest wie ein Felsen im Eismeer. Halb zwei bist du aus dem Bett gekrochen und sagtest: „Ich hatte einen tollen Traum, den wollte ich zu Ende träumen.“ Dann fiel dir der Tag wieder ein. Es war ein traumhafter Tag mit dir, denn wir haben nicht viel getan, außer gelebt.

Die Lust an der Leine
gehen wir mal Gassi.
Frischlufte tut gut.

Willige Passanten
gefährden den Spaziergang.
Da hilft ein Maulkorb.

keine Schonzeit

zerfriss mir
meine stillen
Augenlider

drei, zwei, eins
komm schon
ein Schuss reicht

voll Schwindel
schreien wir
Baumwipfel an

Mein Kater

Mein Kater ist ein Mann,
der viel erzählen kann.

Die Äuglein wie zwei Stern
Mein Kater zwinkert gern.

Toiletten hat er zwei
und isst nur Dosenbrei.

Wasser wird heiß geliebt
Und Schnee, wenn es ihn gibt.

Er küsst dir Kinn und Hals
und krallt auch manchen, falls

er eine Katze späht.
Das macht ihn ganz verdreht.

Den Namen sagt' ich schon?
Er heißt Napoleon.

Der Held

1 Du, du im blauen Hemd!
Sag mir, sag mir, ob ich bleiben kann.
2 Flexibel, Flexibel, Flexibel...
1 Kann ich bleiben? Kann ich so bleiben?
2 Wenn du bleibst, wirst du mich laufen sehen
1 aber du läufst nicht
2 Doch, weil es mich nirgendwo hält
1 Dann treibst du
2 Ja. Auf Wiedersehen
1 Gehst du schon?
2 sich entfernend: flexibel, flexibel...

1 Ich töte die Zeit, sonst tötet sie mich. Ich will leben.
Ich muss leben mit einem Mord.
Ich werde die Zeit totschiagen.
3 Gehst du aus?
1 Nein
3 Du gehst nicht aus, um das Töten zu lernen?
1 Nein, ich wage es nicht.
3 Dann wirst du nicht töten
1 Doch. Ich töte mit meiner Ignoranz.
3 Aha.

1 Was lesen Sie?
4 Ich zähle die Buchstaben.
1 Macht das Spaß?
4 Es lenkt ab
Du solltest mich ignorieren
1 Soll ich denn jeden ignorieren? Hinter jedem steht
die Zeit.

Im Schatten des Todes:

5(3) Man ignoriert mich

6 (4) So ist es gut. Jetzt friere ich.
7 (2) kein Interesse mehr, kein Interesse, kein...
1 Ihr seid nicht die Gleichen!

8[6](4) Es fehlte die Konsequenz.
9[7](2) 1 ist schuld. 1 ist schuld. 1 ist schuld.
10[5](3) Versager!

Die Zahlen: Wir werden dich nicht hassen.
 Du bleibst links liegen.
 Wir verlassen dich jetzt.

Grim und Hilde

Hildigrim hieß ihr Helm und sie liebten sich
Nagelring hieß ihr Schwert und sie liebten sich
Sie lebten in einer Höhle und hatten keine Eile.

Ein Mann schlug sie beide nieder.

Hildigrim hieß der Helm auf dem Kopf des Mannes
Nagelring hieß das Schwert in der Hand des Mannes
Dietrich hieß er und die Riesen schworen ihm Rache.

Wenn der Wind an den Fensterläden rüttelt, den zwei großen ungestümen Augen, sie aus Furcht auf- und zuschlägt, wenn die Wanduhr, leise klagend, auf den Weckruf der Eltern hofft, wenn der Sturm mich an den Armen packt, das Ruhelager für mich unerträglich wird, dann zieht es mich hinaus in das mondhelle Dunkel durch das versinkende Haus meine Schritte vom Teppich verwischt, dann stürze ich durch die aufgerissene Tür, falle ins bodenlose Gras, krieche in die vergessene Erde, dann erblicke ich die Blüte gleich einer zärtlichen Geliebten im Winde tanzend und die Wolken stürzen auf mich ein.

Die Wildnis

Die Worte ruhen nicht.
Es stürmt in mir
und meine Hitze
ist die Wildnis
nicht zu bändigen.
Mein Leben rauscht.
Ich bin benommen
von so viel, so viel...
Ich schwirre.

Heimat

Sonnenersatz im Flimmern
Angst drückt den Sessel müde
den leichten Taumel erinnernd
erstarren wir vor dem Absprung.

Hunger

Hunger nach Geistesblitzen
nach Zeit, Zeitlosem
nach Grenzen meiner selbst
Angst. Hunger nach Möglichem

Gequetschte Sehnsucht bringt mich um.
Hunger auf Stille oder Nähe

Hunger am Abend. Auf der Straße.
als Freiwild im Dunkel.
Im Schatten eines letzten Baums

Namron

Ein Hörspiel

Namron: Meine Welt sind Bilder keine Worte

Ibor und Inel: Namron lebt
Namron ist allein
Namron spricht nicht
Namron träumt
Namron ist wie ein Kind
Namron hat Hunger
Namron verliert sich

Inel: Namron, Namron!

Ibor: Weißt du, was er will?

Inel und Ibor: Wir halten seine Zeit in den Händen.

Ibor: Wie alt er wohl ist?

Inel: Denkt er oder schaut er nur?

Ibor und Inel: Roter Fluss durch das Fleisch. Sein Körper ist aus Wasser. Bedenken wir den Abgrund des Seins. Befürchten wir nichts. Das Nichts. Dass nichts geschehen wird, befürchteten wir. Ein wässriger Sud unseres Denkens. Geschehenes liegt uns bevor. Das macht uns Angst.

Namron hält ihr Bild in den Armen.

Tausendschöne Augen sieht er. Ein nackter Leib sinkt zusammen. Sie glaubt, versteckt zu sein, denn jetzt sieht sie ihn nicht mehr. Namron greift nach ihr, doch seinen langen Schritten folgt Einsamkeit.

Inel und Ibor: Vision gealtert. Keiner wird sich bessern, keine bessere Welt. Leerlauf. Sinnlose Geschichte.

Namron lebt:

Inel: Gefällt dir dein Leben?
Namron: Fällt...
Inel: Hast du Freude am Leben?
Namron: Has...
Inel: Welchen Sinn hat dein Leben?
Namron: Welsch...
Inel: Brauchst du dein Leben?
Namron: Brrr...

Ibor und Inel: Namrons Augen kullern in der Luft.

Dann muss Namron laut niesen und Inel flattert erschreckt davon. Wütend reißt Namron Löcher in die Himmel, er springt auf und ab. Aus den Löchern quillt zäher Schleim und läuft an der Seite herunter. Namron schließt die Augen.

Namron ist allein:

Inel und Ibor hocken vor und hinter Namron. Namron bewegt sich nicht, er ist allein. Inel flickt den Himmel, deshalb ist es oben schwarz. Ibor ist gealtert, deshalb muss die Luft länger schwarz bleiben. Wenn es so kalt ist um Namron, kann er sich nicht an die Augen erinnern. Das Nichts treibt ihn voran.

Ibor: Endlich bist du aufgestanden. Nun lauf schon los. Ich komme auch gleich.

Ibor muss lachen und ruft immerzu „Mädchen, viele Mädchen“. Er schnellte wie der Wind an Namron vorbei. Seine Stimme wird leiser und Namron nimmt lange Schritte in Einsamkeit.

Ibor: Mädchen, ich habe Mädchen für dich, viele Mädchen!
Namron: Mädschen
Ibor: Mädchen!
Namron: Mädschen?
Ibor: Mädchen.
Namron: Mädschchen?
Ibor: Mädchen, Mädchen, Mädchen.
Namron: Mädschen, Mädschen, Mädschen.
Ibor: Das wirst du lernen müssen!
Namron: Meine Welt sind Bilder keine Worte

Namron leckt sich die Tränen von den Lippen. Wenn er nur das Bild noch in den Armen hätte! Er läuft schon so lang und Ibor ruft immer wieder. Namron kann sich nicht umdrehen. Wenn er sich umdrehte, vielleicht würde er dann vom geflickten Himmel verschluckt.

Inel hinter Namron: Namron!
Ibor vor Namron: Mädchen.

Namron ist allein. Von dem vielen Geschrei fühlt er die tauben Ohren nicht mehr.

Namron spricht nicht:

Ibor: Namron, sag doch was! Sei nicht so stur!
Er hat dir geantwortet. Gestern hat er doch noch lose Sätze gelallt. Oder hast du mich belogen, hast du mich etwa belogen?
Inel: Nein, nein er mag eben gerade nicht reden.

Ibor: So ein Unsinn, jeder mag reden, jeder will lernen. Vielleicht ist sein Kehlkopf ein anatomischer Krüppel?

Inel: Nein, nein er hat geredet. Er antwortete mir ohne mich zu verstehen.

Ibor: Wie kann man antworten, wenn man nichts versteht?

Inel: Sicherlich hatte er mich falsch verstanden.

Ibor: Er wird die Sprache lernen müssen.

Inel: Wieso der Zwang?

Ibor: Weil er sie noch brauchen wird.

Inel: So ein Unsinn. Wozu?

Ibor: Äffe mich nicht nach! Ich werde ihn nach Schweden schicken.

Inel: Ich kann nicht anders, wenn du an mir vorbeiläufst.

Ibor: So ein Unsinn.

Inel: So ein Unsinn.

Inel: Ibor packt Namron fest an den Schultern, reißt ihm den Mund auf und schaut tief in sein inneres Fleisch. Wohlig lächelt ihn da ein gutgebauter Kehlkopf an. Zufrieden lässt er Namron los und Namron fällt in den grauen Staub.

Namron träumt:

Er hält ihr Bild in den Armen. Tausendschöne Augen und wie sie den Staub aus ihren Haaren schüttelt und an Farbe gewinnt. Sie tanzt in der klirrenden Sonne und eine Schneeflocke sitzt ihr dabei auf der Nase. Dann tropft die Flocke in die Erde hinein. Hui welch ein Tanz. Namron will nach ihr greifen, doch dann bemerkt er, dass er gar nicht da ist. Er hat sie nur im Traum sehen dürfen.

Namron: Tausendschöne Augen

Ibor: Er spricht. Er spricht. Wie wunderbar.

Namron: Wo ist sie?
Ibor: Sie heißt Mädchen.
Namron: Mädchen?
Ibor freudig: Warte, bald werden wir in Schweden sein.

Tausende von schönen Augen schwirren um Namrons Kopf. Er ist in Schweden.

Namron ist wie ein Kind:

„Schweden ist schön“ ruft Namron. Er liegt in den Armen und in den Beinen, auf dem Bauch und auf dem Rücken. So viele schöne Augen nur für ihn, es müssen tausende sein. Wenn er vorbeigeht, flüstern sie: „Namron“ und wenn er sie umschlingt, dann schreien sie seinen Namen zum geflickten Himmel empor.

Namron ruft voller Lust: Meine Welt sind Bilder keine
Worte!

Ibor: Wirst du ihn verstehen?
Inel: Nein, ich habe ihn nie verstanden.

Namron hat Hunger:

Jetzt sieht er den Tau blinken, aber nein unterm Tau versteckt sich noch etwas anderes. Er findet ein Wort und nimmt es in den Mund: „Mädchen“ wie gut es schmeckt. Noch lange spürt er es auf der Zunge. Er will es einer der tausenden von schönen Augen schenken, doch welche ist die Schönste? Er schenkt es übergücklich dem Sonnenkind, welches den letzten Tau in den Händen hält.

Namron: Mädchen
Das Sonnentauchkind: So also nennst du mich?
Namron: Ja. Ich nenne dich Mädchen, weil du zwei
schöne Augen hast.

Das Sonnentaupkind: Deine Worte gefallen mir.

Und er spürt den süßen Tau in seinen Haaren.

Namron: Ich habe Hunger

Inel: Er hat gesprochen. Wie wunderbar.

Ibor: Dann sag dein kostbares Wort, Namron, sag
es und spüre wie es schmeckt.

Namron: Mädchen.

Ibor: Wie schön es klingen wird.

Namron: Du bist kein Mädchen.

Ibor: Ich weiß.

Namron: Mädchen, Mädchen, Mädchen...

Die Tausenden: Namron, Namron, Namron...

Namron: Oh wie ihr mir schmeckt.

Die Tausenden: Namron, wir lieben dich.

Das Sonnentaupkind: Du hattest mir dein Wort gegeben.

Inel: Inel nimmt es mit sich und während sie in das Zurück
fliehen, zerläuft das Sonnenkind schluchzend in
Inels Haaren. Inel bleibt zitternd stehen. Der Himmel
reißt ein.

Namron verliert sich:

Namron steht auf und blickt in den kaputten Himmel. Aus ihm quellen
die schönsten Leiber der Tausenden. Sie laufen an der Seite herab und
hinterlassen einen roten Fluss. Namron fällt in den grauen Staub. Er
kratzt mit seinen Fingern...

Eine der Tausenden: Namron

Namron: Mädchen?

Eine der Tausenden: Unter dir. Du kratzt mir in den
Haaren.

Namron: Ach hier bist du. Wer hat dich bloß
vergraben?
Eine der Tausenden: Ich bin hinabgeglitten.
Eine Andere: Ich auch, ich hatte keinen Halt
mehr.
Eine Dritte: Willst du mir nicht wieder hoch
helfen?

Namron zieht an einer Hand. Er hält die Hand in seiner, wie rot der
Fluss ist. Er spürt eine andere Hand, die sich sanft um seinen Knöchel
windet. Ein Bein zieht seinen Rücken näher an die ergrauende Erde.
Die matte Haut ist noch vom roten Fluss getränkt. Sein Ohr wird von
einer trockenen Zunge geleckt.

Die Tausenden: Geh nicht Namron, geh nicht.
Namron: Mädchen!
Die Tausenden: Namron!

Der Himmel wird weggerissen. Überall graue Leiber. Köpfe und
Arme, Beine und Gesäße fallen auf ihn. Inel kann seine Nadel nicht
mehr finden.

Namron: Wieso versteckt ihr euch im Staub?
Die Tausenden: Wir verstecken uns nicht, wir greifen nach
dir.
Namron: Mir gefällt mein Leben, ich habe Freude am
Leben...
Inel: Hast du auch einen Sinn?
Namron: Natürlich
Inel: Ach ja?
Ibor: Lass das. Du wirst die Lust am Lernen
verringern.
Inel: Schon gut.
Namron: Ich brauche mein Leben.
Inel: Das war kein Sinn, das war ein Bedürfnis.

Ibor: Ruhe!

Das Nichts ist schwarz und Namron kann seine Hände und Füße nicht bewegen. Das Nichts zerrt an ihm. Es stößt ihn immer tiefer in die Schwärze hinein. Namron muss niesen.

Ibor: Ach hast du mich erschreckt, aber jetzt weiß ich endlich, wo du bist.

Namron: Flattre nicht davon!

Ibor: Aber ich bin's doch. Ich schreite mutig voran.

Namron: Gut. Dann gehe ich hinter dir.

Bei Ibors kurzen Schritten welkt die Haut dahin. Er gräbt einen Gang.

Namron: Es wird wieder hell. Schau wer da liegt. Das ist meine Mutter.

Namron schüttelt den Kopf, doch der Kopf will nicht sprechen. Er legt ihn behutsam zurück und geht weiter. Ibor ist nicht zu sehen.

Ibor und Inel: Jetzt läuft er auf den Abgrund zu. Er wird doch nicht springen! Hatte er nicht gelernt aufrecht zu gehen?

Ibor: Du hättest ihn nicht soviel fragen sollen! Du hast ihn verwirrt.

Inel: Du hättest nicht so schnell laufen müssen! Er hat dich aus den Augen verloren.

Ibor: Hättest du eine Frage weniger gestellt, er stünde jetzt nicht vor dem Abgrund!

Inel: Hättest du einen Schritt kürzer gemacht, er stünde jetzt nicht vor dem Abgrund!

Ibor: Meine Schritte waren kurz genug.

Inel: Meine Fragen waren selten genug.

Ibor: Wo wird er sein?

Inel:	Er ist schon abgestürzt.
Inel und Ibor:	Wir tragen keine Schuld.
Namron:	Wer bist du?
Tausendschön:	Ich bin Tausendschön.
Namron:	Meine Welt sind Bilder keine Worte.
Tausendschön:	Ich weiß.
Namron:	Bist du nicht die, die sich vor mir versteckt?
Tausendschön:	Ja, die bin ich. Ich habe Angst, du könntest mich ergreifen.
Namron:	Ach würde ich dich doch ergreifen.
Tausendschön:	Mich ergreifst du nicht. Mich liebst du.
Namron:	Ich erinnere mich an dieses Wort: Lieben.
Tausendschön:	Ich bin du.
Namron:	Mag sein, aber das nützt mir nichts.
Tausendschön:	Ich bin dein Spiegel.
Namron:	Mädchen?
Tausendschön:	Nein.
Namron:	Wenn du mein Spiegel sein willst, muss ich mich in dir sehen können.
Tausendschön:	Du siehst dich, indem du mich kennen lernst.
Namron:	Wie lerne ich dich kennen?
Tausendschön:	Indem du meine Bilder schaust und ich deine.
Namron:	Meine Welt sind Bilder keine Worte.

Seelen-Ästhetik
Zu Kristina Schippling, „Meine Wut ist weiß und rein!“

Nachwort von Harald Seubert

Kristina Schippling sammelt ihre ästhetisch funkelnden und zugleich tief berührenden Texte aus den Jahren 2008 bis 2020 unter dem Titel: „Meine Wut ist weiß und rein!“. Das Ausrufezeichen setzt den brennenden Akut, der in allen Arbeiten den existenziellen Grund bildet. Zugleich finden die Texte zu einer wunderbaren Balance und stellen immer wieder eine nicht nur poetische Gerechtigkeit her.

Mich begeistern und faszinieren diese Erzählungen, Aphorismen, dramatischen Sequenzen, ästhetisch und weil sie Seelendimensionen erschließen. Sie erlauben ein Wiedererkennen und Ahnen, und geben eigenen Grundstimmungen eine prägnante, unverwechselbare Sprache. Anziehend sind sie aber auch und gerade in ihrer Singularität und Alterität.

Die Autorin ist bewusste Künstlerin, Artistin im Schreiben, sie setzt Wirklichkeiten neu zusammen, konstituiert Perspektivenbrechungen, wägt die Worte und findet in bestechender Weise die Form. Nichts wird nur behauptet, alles ist Vergegenwärtigung, Sprach- und Schweigensgegenwart. Bei aller bedingten Diskretion, die durch die Textur hergestellt wird, sind Kristinas Texte Wagnisse, Gestalt gewordene Häutungen. Sie sind in existentieller Weise wahr. Sie durchmessen die Tiefen und die Höhen, bilden insofern einen weiten literarischen Hintergrund für die grundlegende Frage nach der Gegenwart des Mythos im eigenen Selbst, nach den Übergängen von denkender Reflexion in ein Selbstgefühl. Diese ästhetisch – philosophische Korrespondenz macht mir das gemeinsame Denken und Schreiben mit der Autorin, die akademisch zwischen Philosophie, Literatur- und Medienwissenschaft profiliert ist, noch kostbarer.¹ Ich

¹ Vgl. im Zwischenbereich von Literatur, Philosophie und psychischer Selbstformung: Kristina Schippling, Harald Seubert, Bewusstseinssprung. Im Raum von Ich und Welt, Basel: Schwabe 2021.

lese nicht als Kritiker, auch nicht banausisch so, dass ich Fiction and Factum sauber unterscheiden oder zuordnen will. Lese als Freund, beglückt, mitunter sogar lachend, bewundernd, manchmal kathartisch, aufgewühlt, aufgerührt, angefasst: von Seelenaffinitäten und -entfernungen bestimmt.

Literarische Resonanzen und Anklänge stellen sich vielfach ein, immer allerdings unter einem Vorbehalt: Kristinas Texte sind so stimmig und eigenständig, sie erreichen streckenweise eine nicht-paraphrasierbare, nicht analogisierbare Dichte, sodass jede verstehende Rekonstruktion dahinter zurückbleiben muss. Diese Empfindung stellt sich eher selten bei Literatur, erst recht bei gegenwärtiger, ein.

Nichts Falsches, Halbes ist in dieser Sammlung. Hier gibt es bei aller gewinnenden Schönheit keine Kompromisse.

*

Die Göttinnenerzählungen sind ungemein zart und zugleich kraftvoll, stark: Sie verweben die Wesenszüge der nordisch-keltischen Gottheiten in Metamorphosen des Weiblichseins im konstellativen Verhältnis zum Männlichen, und dies nicht „überhaupt“ also generationell und verallgemeinernd, sondern in pointierter Individualität. Nichts daran ist Stereotype: Das Archetypische wird zur Innenperspektive des Ich. Es ist wie ein Tanz der Göttinnenfiguren, denen sich Kristina (nicht ein fiktionales Ich) anverwandelt, und eingehende Kenntnisse aus der Forschung in ästhetische Gegenwart transfiguriert. Eine hesperische Seelenchoreographie entsteht auf diese Weise, von einer Absichtslosigkeit, wie sie Rilke im „reinen Bezug“ entworfen hat, der die rationale kontrollierende Subjektivität überschreitet.

Es ist keineswegs zu hoch gegriffen, den Gestus dieser Erzählungen mit Christa Wolfs ‚Kassandra‘ zu vergleichen: Der Annäherung an das mythisch Ferne, das in der Kunst über Zeit und Raum hinweg Wirklichkeit wird und sich in Variationen wiederholt. Von Thomas Mann her (von den Josephs-Romanen bis zum Gregorius) gibt es überzeugende Muster, wie das uralte Mythische mit der modernen,

psychologisch sensiblen und artikulierten Subjektivität verschränkt werden kann; augenfällig ist, dass Mann vor allem Sujets aus der biblischen Überlieferung wählte. Dabei setzte Mann Ironie und psychoanalytisches Spiel als Stilmittel ein.

Kristina geht diesen Weg eines allwissenden Erzählers aus guten Gründen nicht. Sie setzt sich unmittelbar der Perspektive des „Ich bin“ aus: Dies hat etwa bei Freya, und besonders wunderbar bei Aife kosmologisch kosmogonische Dimensionen. „Ich bin der Anfang“: Wenn man an Derridas Theorem der aufgeschobenen Präsenz in der ‚Différance‘ zurückdenkt, wird das Wagnis dieser Perspektive klar. Den Anfang berühren: Mehr noch, er zu sein, etwas Tieferes, Ausgreifenderes gibt es nicht. Sie schreibt oder spricht davon, aber leicht wie auf einer japanischen Tuschezeichnung. Auch bei Cerridwen zeigt sich das, der Göttin von Tod und Wiedergeburt, Ende und Anfang. Die Zeitdimensionen und ihr Ineinandergreifen kehren in den Texten immer wieder: Ein Motiv, das auch philosophisch immens wichtig wird, weit die Temporalität bei Nietzsche, Husserl, Heidegger bis in die Gegenwart den Gedanken signiert und durchdringt.

Maria, die heilige Gottesmutter der christlichen Überlieferung, fügt Kristina sehr triftig unter die Göttinnen ein (dass ihre Göttlichkeit im Koran persifliert wird, ist nicht zufällig und resoniert auf die chthonischen Muttergottheiten). Zugleich tritt an Maria das menschlich Prekäre im Grundverhältnis zu dem nicht verstehenden Ehemann in den Vordergrund; sein Misstrauen, ihre Hoffnung und Erwartung werden im Bewusstseinsstrom deutlich gemacht. Maria wäre heute wohl eine bereuende Mutter.² Das Muttersein für das göttlich-menschliche Kind zeigt sich umschattet von der Ungewissheit und dem fehlenden Vertrauen im männlich-weiblichen Verhältnis. Dennoch haben auch die Trauer oder Zweifelsambivalenz eine Schönheit und Leichtigkeit, nichts Strindberghaft-Düsteres.

² „Regretting Motherhood“ ist ein oft noch peinlich verschwiegenes, aber deutlich artikuliertes Symptom. Kristina Schippling arbeitet an einem Dokumentarfilm über bereuende Mütter, sie selbst hat keine Kinder.

Ganz kommt die erotisch flirrende Leichtigkeit in der Radha-Figur zur Entfaltung. Hier verkörpert sich der Shiva-Shakti-Mythos im lebendigen Sein Radhas: Sie ist katzenhafte Gegenwart, Tanz, Beglückung. Schwung und Rhythmus der Sprache ist gerade in diesem Text die Lyrikerin zu erkennen, die aber zugleich die leichte Distanz in der Ich-Rede einbezieht, wie sie für den Erzähltext unerlässlich ist. Den Tonus der Lyrik in der Prosa zu halten und dabei doch Prosa zu schreiben, dies ist eine hohe Kunst. So entstehen auf ihre Weise vollkommene Texte, ans Geheimnis weiblicher Grundexistenz rührend, und zugleich unpathetisch, kristallklar.

*

„Sie. Er. Ein Abend“. Ein präzise beobachtetes Psychogramm einer von vorneherein verlorenen Zeit. Eindrücklich, wie das Motiv in dem verunglückten Abendgespräch vom „Gesetz der Schwebung“ in diese verfehlte Begegnung hineingelegt wird, ein Leitmotiv, das zum Gegenteil führt, denn zu jener Schwebung kann es zwischen Mann und Frau unter jenen Auspizien gerade nicht kommen. Der Text hält die rein deskriptive, gleichschwebende Aufmerksamkeit, diese „poetische Gerechtigkeit“ zwischen Ihr und Ihm konsequent durch, ohne Partei zu ergreifen; wobei dennoch in der im jeweiligen reflexiven Nachdenken erzeugten Realität der tiefe Bruch deutlich wird: der „zugedrehte Hahn“, ein Bild für entzogene Kraft und Strömungsdynamik, das ich so noch nicht gelesen habe. Die flirrende Sonne und dann der Regen: Rückkehr des Altbekannten, einer Zeit, an der es nichts zu verpassen gab. Recherche du temps perdu: Anders...

Besonders eindrucklich ist für mich die Schilderung des möglichen oder unmöglichen Wiedersehens: *Nur Wände, keine Tür mehr*. Auch das ein ganz elementares Bild der Fesselung und des Nicht-Transparentwerdens. Die Fesselung durch Wände verändert die Atmosphäre, macht Beziehung unmöglich.

„Jurmala“: Eine eindrucklich dichte Erzählung der Sommerreise zweier Freundinnen. Die Erzählung gewinnt durch die Entdeckung am Ende eine novellistische Struktur, „die sich ereignete unerhörte

Begebenheit“ stellt sich ein. Ehrlich gesagt, bräuchte ich das nicht, aber es schadet auch nicht, es hätte für mich offener enden können. Andererseits wird die innere Dimension dadurch motivisch nochmals sichtbar (die schlechten Männer der Freundin, zu denen dann der Partner der Ich-Erzählerin gehört, der zerbrochene Ring).

Das Auseinander-gehen der Wege, die Einsicht, dass der Ring eben doch nicht mehr hält, wird an den unterschiedlichen Ausflugszielen (die Bibliothek in Riga, diesen eindrucksvollen in die Natur eingelassenen Bau will die Freundin nicht besuchen) sehr eindrücklich, vor allem aber an ihrem Kichern bei Schmerz und Verwundung des Ich: „Lass mir die Schadenfreude“ gegenüber den Tränen der Ich-Erzählerin.

Seit meiner Jugend habe ich eine Liedzeile von Bettina Wegner (aus dem Lied „Meinetwegen...“) im Ohr: „aber niemals lache, wenn ich weine.“ Ich habe dies auch immer als einen absoluten Bruch in Freundschaften oder Beziehungen gesehen, nicht nur im Versagen der anderen Seite mir gegenüber, sondern auch im eigenen. Wenn das geschieht, endet die Heilbarkeit. Hier wird die tiefe Sinnachse dieser schönen Erzählung berührt, mehr als mit dem „Nase“-Motiv, das die novellistische Entdeckung einleitet. Und das Schwimmen, weit hinaus ins Meer, mit der Tendenz ins Offene... Das Wasser als versuchter Weg ins Freie und Unendliche, „über ultima Thule“ oder die Säulen des Herakles hinaus, Todes-Sehnsucht derjenigen, die gut schwimmen können, und zugleich Wunsch, zurückerwartet zu werden.

„Sie. Er“ und die Jurmala (Wespenstiche-Erzählung) haben einen ganz anderen Charakter als die Göttinnen-Erzählungen. Teils kommen hochdramatische menschliche Momente ins Schwingen, doch die Sprache ist von einer unpräntiösen Klarheit und Nüchternheit, dass der Abgrund mit höchster Sinnklarheit transparent gemacht wird, ohne alle Forcierung. Es ist einfach makellose Prosa, selbstverständlich klingend und darin artistisch eindrücklich für jeden, der zu schreiben versucht. Die Kunst wird unsichtbar, gerade darin zeigt sie sich. Man soll nicht mit Kafka vergleichen... Ein Sakrileg. Doch der konnte das in seiner Weise auch.

*

Die Eneas-Erzählung („Weiß ist eine unschuldige Farbe“) wird eindrücklich durch zwei nicht übersetzte Zitate aus Heinrichs von Veldekes ‚Aeneas‘-Roman gerahmt. Zum Mittelhochdeutschen hat Kristina einen intensiven literarischen und performativen Bezug. Veldeke müssen sich Leserin und Leser erst mal buchstabieren, und doch ist die Alterität auch für den Nicht-Germanisten reizvoll. Doch sie ist nur scheinbar fern, denn die Nachlebenden gehen in Spuren des Früheren. Dieser Umgang mit mittelhochdeutscher Literatur hätte Karl Bertau, meinem unvergesslichen Lehrer in Altgermanistik gefallen, der mit Celan in seiner Genfer Zeit befreundet gewesen war und die Kulturtheorien u.a. von Lévi-Strauss auf die mittelalterliche Literatur bezog, das Gegenteil eines starren Philologen. Bertau hinterließ eine wunderbare zweibändige Literaturgeschichte des Mittelalters schon an seinen Anfängen geschrieben, die leider zu wenig wirkte.³

In dem Veldeke-Rahmen verbirgt sich eine sehr dichte Beschreibung des Beginns einer erotischen Beziehung. Radha, das Kuhhirtinnen-Motiv kehrt wieder, ein leichtes, pendelndes Anfangsgespräch und dann unmittelbar wie in einer Fuge darauf bezogen: das Ende. Andere würden daraus vielleicht einen Roman walzen. Aber die Kunst ist, mit Nietzsche, in einem Satz zu sagen, was andere in Folianten nicht sagen.

Kristinas Liebesgeschichten sind oft Erzählungen von der Einsamkeit, tief, doch in leichter Textur.

Dies spiegelt sich auch in ‚Das Nest‘: Vordergründig mit einer Art von Happy End, sie kam und blieb, vielleicht weil der Zeitpunkt zu gehen verpasst wurde. Telos und die Verfallszeit sind offensichtlich überschritten. Dass beim Happy End im Film meist abgeblendet wird, hat nach Kurt Tucholskys altem Chanson die Ursache, dass es wirkliche Happy Ends nicht gibt. Was für ein Satzsatz: „Er wartete, dass sie gehen solle, sie aber blieb“. Kristina weiß: Nietzsche

³ K. Bertau, Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter, 2 Bände, München 1971 und 1973.

begriff es ja auch schon, dass das zu Zweit-Sein Einsamkeit fühlbar machen kann. Affären und Lieben, Ehen sowieso, mögen so konstituiert werden. Darin liegt, das ist die Pointe, nicht die reale Gegenwart, die Gedanken wandern weiter, auch in perfektionierter Umarmung kann Einsamkeit liegen. Das Motiv der Nestbau-Erzählung, dass sie ihm in allen Planungen nicht vertraut und dann tritt das Vertrauliche doch ein, auf Dauer gestellt und banalisiert... Nietzsche spräche wohl davon, dass die Welten der desillusionierten letzten Menschen am längsten dauern.

Sehr (wörtlich mit dem mittelhochdeutschen Subton: sehrend, verwundend) berührt mich die Erzählung „Am Fenster“: Es ist eine Parsifal-Situation, oder ein Kafkaeskes „Vor dem Gesetz“: Um den einen Satz geht es, die Frage, den Moment, den nur ich dieser anderen Person sagen kann, und dieser Augenblick wird verpasst. Wäre er realisiert worden, hätte sie weiterleben können. So kann sie es nicht. Dies alles wird, ohne ein „Fabula docet“, allein in der Reinheit der Erzählung präsent.

*

Das Vampirthema („Vampyr“ schreibe ich lieber archaisch, das las ich wohl mal auf einem alten Vampyrroman ...), liegt tief; es beschäftigt die Autorin seit ihrer Jugend. Ihr fulminanter Roman „Handbuch der Angewandten Vampirpsychologie. Band I“ wird, wenn es in der literarischen Welt irgend gerecht zugeht, bald an prominenter Stelle erscheinen. Variiert wird das Thema in dem Glanzstück: „Der helle Sklave, der dunkle Gott“. Eindrucksvoll spielt Kristina auf verschiedenen Klaviaturen. Der glanzvoll schöne und intellektuell oszillierende Vampir tritt in der Berliner Staatsbibliothek als Camus-Leser auf. Camus, der Schriftsteller des mediterranen Lichts, in das getaucht, er seine prima facie „schöne Seele“ präsentiert ... Dem antworten Foucaults Macht-Dispositive als ihre Lektürespur, bevor gerade ein solches, ganz subkutanen Macht-Eros-Verhältnis das weibliche Ich bis zur Bewusstlosigkeit einnimmt und zu zerstören droht. Ein grandioser epischer Text, der nicht zufällig, am ehesten romanhafte Züge annimmt. Dass sie sein Licht sei, sagt er, Inbegriff

des Narzissten, zu ihr, erfreut sich am Blau der Adern, die die weiße Haut durchziehen ... und dann saugt er sie aus. Die 20-seitige Erzählung ist die Tragödie, der Roman das Satyrspiel: Dies ist keine schlechte literar-ästhetische Gesellschaft. Bei Thomas Mann korrelieren ‚Tod in Venedig‘ und ‚Zauberberg‘ in der gleichen Weise miteinander.

Faszinierend ist es, wie Kristina im ErzählsoG in unterschiedlichsten Genera, des Leichten und Schwereren dieses Thema durchfiguriert, auch die Groschenroman-Varianten des Vampyrstoffs und vor allem die Massenrezeption sitzen phantastisch (‚Die Erzählung‘, S. 82 ff., ‚Leserbriefe‘, S. 86 ff.)

Ingeborg Bachmann umkreiste das „Todesarten“-Thema: Vom Malina-Roman über die Erzählungen der Sammlung ‚Simultan‘, die etwas sehr Unterhaltungskompatibles haben und doch auch das Abgründige, Tiefe kennen, bis in die vielen hundert Manuskript-Seiten aus dem Nachlass. Es scheint, dass das Vampyr-Thema ein ähnlich tiefliender Archetypus, ein Grundmotiv im Schreiben von Kristina ist. Einer zudem, den sie auf allen Registern durchfiguriert. Dies ist nicht nur ästhetische, sondern auch Selbst-Souveränität. Einen „Nachlass zu Lebzeiten“ braucht es nicht, das Thema kann „jetzt“ gestaltet werden, in all seinen Facetten, auf seinen Ebenen, wie es kommt.

Der glücklichste Text neben den Göttinnen-Erzählungen und dem wunderbaren Sonett „Die Zeit“ ist die Märchenfiktion ‚Der Fischerkönig‘: Etude am Grund des Wassers, von wo aus die Kälte durchbrochen werden kann: „...von Grund auf weiß ich jetzt, und ich bin unverloren,“ heißt es bei Ingeborg Bachmann in dem hymnischen Gedicht ‚Böhmen liegt am Meer‘. Ich lese den ‚Fischerkönig‘ als eine alles andere als selbstverständliche oder gar triviale Auflösung des Kältebanns durch Erzählung, eine Auflösung der Trennungen zwischen Mensch und Natur: ein möglicherweise glückliches ‚Da capo‘, Gegenbild des „Sie blieb“ in der „Nest“-Erzählung.

*

Die Reihe der Kurzerzählungen „Da wurde es noch einmal warm“, „Ich bin die Orte abgelaufen“, „Gehst du jetzt allein“ springen mich als Leser besonders an. Hier lässt die Autorin das Stakkato zu, die Texturen der ästhetischen Moderne, die lakonischen hetzenden jagenden Sätze – und sie bewahrt doch zugleich die große Klarheit, die für sie charakteristisch ist.

Wenn man ästhetische Ähnlichkeiten sucht: Sie liegen am ehesten in einer klassischen Moderne, wie ich sie liebe: Friederike Mayröckers Poeme, die immer faszinierend tiefer zwischen Traum und Wachen, Realität und Ahnung gewoben werden, Thomas Bernhards Stakkati haben mich selbst aus den Umklammerungen des Ungklärten meiner Jugend befreit. Hier täte sich ein ganzes Feld auf, Wolfgang Koeppens ‚Jugend‘ hat mich tief berührt.

Klar, bei Kristina sind es nicht die alten Muster klassischer Moderne, die kurzen Erzählungen sind Zeugnis von tiefem Schmerz und des Eingehens in diesen Schmerz bis zum gefrorenen Schrei. Und dennoch schreibt sie keineswegs „Literatur als Therapie“ (A. Muschg), es ist der Weg zur Katharsis, ohne dass das Ziel wie eine finale Teleologie feststehen würde. Seelenritzungen sind diese Texte, dabei grenzen sie immer wieder ans Mathematisch-Geometrische, an das Spiel der reinen Formen und Abstrakta, mit denen ungemein virtuos gespielt wird.

Besonders berührend sind die biographischen Texte ‚Allein im Zoo. Ich bin die Ausnahme Anfang Oktober‘ und dann ‚Todestag meines Vaters‘ sowie ‚Wir wussten es längst‘. Diese Texte sind so schön, weil sie so wahrhaftig sind, klar, undistanziert, unbarmherzig, ohne eigens sagen oder zeigen zu müssen, dass sie unbarmherzig seien. Biographie in nuce, die sich in ihrer Nacktheit nicht verbergen braucht und eben darin das Leben verwandeln kann.

*

Die Szenenfolge „Luna und Benoît“ gibt Einblick in die dramatisch dramaturgische Seite, wie auch die frühen ‚Namron‘-Stücke. Teils Argumentationsversuche, teils stakkatohaftes Zwiegespräch zwischen Mann und Frau, Mathematik, reine Logik und Phantasie bewegen sich virtuos aufeinander zu, wie in einer Komposition, die

hypermoderne E-Musik mit Naturlauten verwebt, ohne Depotenzen der einen oder anderen Seite. Das gelingt selten und Wenigen. Kristina bringt Mathematik und Poesie ins Schwingen, eines ist auf das andere durchlässig. Enzensberger war ein Meister im poetisch-mathematischen Diskurs, aber auch ein leichtfüßiger Spieler. Auch Kristina lässt Leichtigkeit zu. Dennoch ist es bei ihr anders: Sie ist dramaturgisch versiert, hat inszeniert, Drehbücher geschrieben, Plots entwickelt. Der Zusammenhang ihres szenischen Schreibens müsste in einem ähnlichen Band umfassend dokumentiert werden.

*

Ein „Frühwerk“ wird in diesem Band en passant mit präsentiert. Es besteht neben dem „Namron“ vor allem aus Gedichten. Bei einer so jungen Autorin ist die explizite Benennung eines ‚Frühwerks‘ ungewöhnlich. Die Qualität ihrer Texte gibt ihr aber das Recht dazu und es ist bereichernd, wie das, was von den frühen Wegen und Versuchen als Werk bleiben kann und andauert, hier durchgestaltet wird.

Es ist nicht so, dass Kristina in dieser frühen Phase schon die gewesen wäre, die aus den jetzigen Texten spricht. Hohe Begabung in verschiedenen lyrischen Genres ist ganz klar zu erkennen, Witz, Desillusion stehen nebeneinander, ebenso wie das Spiel mit unterschiedlichen kanonischen Formen, Sonett, Ritornell, Anklängen ans Figurengedicht. Ich neige dazu zu sagen, dass die drei, vier bleibenden Gedichte, die nach Gottfried Benn ein Lyriker im Leben schreibt, in nuce schon unter diesen frühen Texten zu finden ist. Manche der Gedichte gehen etwa, wie ‚Meine Muse‘, von einem Bild aus und intensivieren es: der küssenden Muse, die den „Mann an meiner Seite“ aus der Fassung brächte, wenn er von ihr wüsste. Die Rückimagination „Manchmal/da ist es so/als wären wir wieder Kinder“ führt in eine neue Unschuld zurück, in der Ich Du ist und Du Ich. Diese gleichsam arkadische Paradiesesunschuld atmen die späteren Texte so nicht mehr. Doch sie ist eine bleibende Atmosphäre und Aura, ein Geschmack, der in ihnen nachklingt.

Auch die Grenze zwischen Pflanze, Tier und Humanum wird durchlässig, etwa in ‚Treibhausnächte‘. Witzig variiert wird dies in ‚Mein Kater ist ein Mann‘; der Kater mit Namen Napoleon ist eine leichte und liebenswerte Variante der Virilitätspsychologie, zumal dieser Mann ein sympathisches Katzenwesen ist.

Nichts ist schwer in den frühen Gedichten, doch in ihnen ist bereits Härte, Krisen- und Engführungserfahrung, bis ins Trauma zu erkennen. Dies sitzt pointiert und punktgenau. ‚Lust an der Leine‘ oder ‚Keine Schonzeit‘ zeigen die Nähe an, die Liebes- und Tötungsgeschichten haben können. Andere Gedichte wie ‚Wildnis‘ oder ‚Hunger‘ gehen schreibend tief in die Seelenverletzungen und -abgründe hinein in ein Spuren geritztes, beschädigtes Leben, das heilbar ist, wenn es artikuliert werden kann.

Dort, wo Träume eine andere, weitere Realität evozieren, werden diese Zusammenhänge aufgebrochen. Die Frau als Lücke in seinem Gedächtnis, als Traum nimmt er, der träumend schön ist, wahr, was sie zauberhaft wie eine Radha mit ihm vollzieht. Der Träumen-Text führt auf den wunderbaren Satz zu: „Wir haben nicht viel getan, außer gelebt“.

Schmerzhaft bewegend ist das Gedicht ‚Der Held‘, das von einer tiefen Welt- und Menschenfremdheit spricht und darin in der eisigen Atmosphäre ein Erwachen zu sich selbst andeutet, flankiert durch ein mathematisches Zahlenspiel zwischen 1 und 2 bis 5 und 6: Noten-Werte, eine gnadenlose, ausschließende Zahlenontologie, registriert ohne Sentimentalität aber in luzider Selbsterkenntnis: „Man ignoriert mich/So jetzt ist es gut. Jetzt friere ich./kein Interesse mehr, kein Interesse, kein.../Ihr seid nicht die Gleichen.“ Uni sono sagen „die Zahlen“: „Wir werden dich nicht hassen./Du bleibst links liegen./Wir verlassen dich jetzt“.

‚Die Zeit‘ (124): Seltenes Gedicht unter den späteren Texten besteht und strahlt in sich selbst. Es ist im Platonischen Sinn „hikanon“: genügend, und dies nicht als Begrenzung, sondern als Feier einer Lebensbejahung, die ist. Es spricht von einer Bindung, die nur im Jetzt möglich ist: „Ich glaube nicht an Gestern, nicht an Morgen/Wenn ich dich treffe, treffe ich dich jetzt [...] Doch jeder Abschied fordert den Beginn. Nur Träumer können sich für immer

binden“. Das ist so heilsam, strahlend und schön wie der vorübergehende und darum ewige „Apex“ in Ingeborg Bachmanns: „Nichts Schöneres unter der Sonne als unter der Sonne zu sein“.

Drei neuere Gedichte schließen sich an. Sie sind im Rahmen des Projekts „KIEZ-POESIE“ entstanden und waren im Sommer 2021 an Wänden und öffentlichen Plätzen in Moabit zu sehen: So spiegeln sie die Stadt und schreiben sich zugleich für eine bestimmte Zeit in sie ein. Das erste ‚In meiner Moabiter Höhle‘ weist auf die Tatsache des von Wasser umgebenen Stadtteils Moabit als einer Insel hin. Das Inselbild korrespondiert mit jenem der Höhle: Stille-Ort, Lebens-Ort, kreativer Ort. Höhleneingänge und Höhlenausgänge haben es an sich, ineinander überzugehen, so zeigte der philosophische Höhlenforscher Hans Blumenberg.⁴ Das Höhlenmoabit ist ein Ort des Umschlossenseins, Heimat ist es nicht, wohl aber Möglichkeit der Neuerfindung mit fremden Gesichtern. Der „freie Fall“ transformiert sich indes in ein Schweben. Am Ende die Zeile: „Die Vögel singen“. Vielleicht verwandeln sie den Fall in ein Schweben?

Das zweite Gedicht „Happy End“ sammelt die Stimmen, Diversitäten und Pluralitäten des Stadtteils. Es protokolliert in harten Schnitten verdichtet die Lebensentwürfe, die sich dahinter verbergen: Sprachmasken im Sinn Canettis werden angedeutet, die Idiome werden nachgebildet (man ist in der sprachlichen Nähe von Tucholskys Berlin, auch er lebte in Moabit und in der Spur von ‚Berlin Alexanderplatz‘). Sei’s drum: Kälte und Grelle einerseits, Fülle an fein differenzierten Geschmacksimpressionen andererseits spinnen das Reise- und Heimkehr-Motiv weiter. „Rückkehr ins Nirgendwo“ ist sicher keine Utopie, kann aber auf einen a-topischen Ort hindeuten, einen den es gibt, wenn „man“ ihn in der Selbsterfindung entdeckt.

Dann, ganz explizit, im dritten Gedicht ein „Nach Hause“: „ein Versuch ist es wert“. Heimat ist nach Ernst Bloch der Ort, an dem niemand war, der Versprechen bleiben muss. In der Heimat anzukommen, wäre, wie die Autorin weiß, Widerlegung von Heimat. Der im grauen Morgen vorbeilaufende Fuchs bestärkt ähnlich wie der

⁴ H. Blumenberg, Höhlenausgänge, Frankfurt/Main 1989.

singende Vogel die Lust, diesen Versuch in der entzauberten grauen „Partystadt“ am Morgen zu wagen. Die Moabit-Gedichte sind konkret, verortet und zugleich Gedichte der Bewegung, in der dem bloßen, reinen Leben, wie es in den Tieren aufscheint, besondere Bedeutung zukommt. Ich lese sie als Versprechen der Zukunft, eine Spur in ein weiteres lyrisches Werk.

*

Kristina ist eine universelle Künstlerin, sie arbeitet in synästhetischer Weite. Ist Poeta docta, Philosophin, Literatur- und Medienwissenschaftlerin, in Psychologie und Biologie bewandert. Sie hat schon als Studentin inszeniert, gesungen, hat eindrücklich Rollen im Theater und in Filmen gestaltet.

Sie dreht Dokumentarfilme und ist in Spielfilmprojekten aktiv: All dies fließt zusammen, kondensiert sich in einem Schreiben, das bei der Welt ist und bei sich sein kann.

Kristinas Texte, die ja die Gattungs- und Genre Grenzen ebenso wie manche anderen Grenzen aufbrechen und transparent machen, berühren, bewegen. Sie leuchten und werden es auch in weiter Öffentlichkeit tun. Davon bin ich überzeugt. Das Wahrhaftige und Schöne setzen sich, so Habermas mit Peirce, „in the long run“ durch. Sie tun es erst recht dort, wo die weiße und reine Wut zur Seinsbejahung führt, wo das Eintauchen in den Abgrund Wege ins Freie eröffnet.

Viele Texte sind in diversen Literaturzeitschriften und Anthologien erschienen. Es werden die Quellennachweise der Erstpublikationen an dieser Stelle angeführt:

Die drei Moabiter Gedichte wurden im Rahmen des KIEZ-POESIE Projekts des Moabiter Ratschlag e.V. im öffentlichen Raum im Sommer 2021 in Berlin Moabit vorgestellt und in einen Audio-Walk/POESIE-Spaziergang eingebunden.

Schippling, Kristina (2021): Jurmala (Wespenstiche) In: Was vom Wein übrigblieb. Autorenbegegnungen in Sachsen-Anhalt 2020. Hrsg. von Friedrich-Bödecker-Kreis in Sachsen-Anhalt e.V. Halle/Saale: Mitteldeutscher Verlag. S. 108-118.

Schippling, Kristina (2020): Bald jährt sich der Todestag ... In: Novemberland. Autorenbegegnungen in Sachsen-Anhalt 2019. Hrsg. vom Friedrich-Bödecker-Kreis des Landes Sachsen-Anhalt e.V. Mitteldeutscher Verlag. S. 40-43.

Schippling, Kristina (2020): Maria. In: oda. Ort der Augen. Blätter für Literatur aus Sachsen-Anhalt 1/2020. Hrsg. vom Friedrich-Bödecker-Kreis in Sachsen-Anhalt e.V. Oschersleben: Ziethen. S. 6-10.

Schippling, Kristina (2019): Widerstände. In: Auf dem Sternenweg. Autorenbegegnungen in Sachsen-Anhalt. Hrsg. von Friedrich-Bödecker-Kreis in Sachsen-Anhalt e.V. Halle/Saale: Mitteldeutscher Verlag. S. 92-94.

Schippling, Kristina (2019): Das Ende der Naivität. In: Auf dem Sternenweg. Autorenbegegnungen in Sachsen-Anhalt. Hrsg. von Friedrich-Bödecker-Kreis in Sachsen-Anhalt e.V. Halle/Saale: Mitteldeutscher Verlag. S. 94-101.

Schippling, Kristina (2019): Anziehungskraft. In: Auf dem Sternenweg. Autorenbegegnungen in Sachsen-Anhalt. Hrsg. von Friedrich-Bödecker-Kreis in Sachsen-Anhalt e.V. Halle/Saale: Mitteldeutscher Verlag. S. 101-106.

Schippling, Kristina (2019): Widerstände. In: Oda. Ort der Augen. Blätter für Literatur aus Sachsen-Anhalt 1/2019. Hrsg. vom Friedrich-Bödecker-Kreis in Sachsen-Anhalt e.V. Oschersleben: Ziethen. S. 15f.

Schippling, Kristina (2018): Weiß ist eine unschuldige Farbe. In: Von Veldeke zu Face- und E-Book, Autorenbegegnungen in Sachsen-Anhalt e.V. Hrsg. von Jürgen Jankofsky. Halle/Saale: mdv. Mitteldeutscher Verlag. S. 54-61.

Schippling, Kristina (2018): Der helle Sklave, der dunkle Gott. In: Narr. Das narrativistische Literaturmagazin. Sonderausgabe: Narr-Groschen 1-7. Heft Narr-Groschen Vampir. Narr 23. Hrsg. vom narrativistischen Verein. Olten: Narrativistischer Verein.

Schippling, Kristina (2018): Kapitel 11: Schaffensprozess. In: Digitale Moderne. Die Modellwelten von Matthias Zimmermann. München: Hirmer.

Schippling, Kristina (2017): Göttliche Gefühle: Freya, Rhiannon, Aife. Wer kann zurück durch die Zeit gehen an den Anfang? In: Der Kessel. Eine Zeitschrift für Naturverehrung, Vielgötterei, Magie und Hexenkunst. An den Toren der Zeit. Ausgabe #4. Hrsg. von Hannes Mertl. S. 42-48.

Schippling, Kristina (2016): [Ohne Titel]. In: Narr. Das narrativistische Literaturmagazin. Sonderausgabe Anfang. Narr 20. Hrsg. vom narrativistischen Verein. Olten: Narrativistischer Verein. S. 141f.

Schippling, Kristina (2016): Die Zeit. In: Oda. Ort der Augen. Blätter für Literatur aus Sachsen-Anhalt 2/2016. Hrsg. vom Friedrich-Bödecker-Kreis in Sachsen-Anhalt e.V. Oschersleben: Zeiten. S. 60.

Schippling, Kristina (2015): Die Maschine. In: Oda. Ort der Augen. Blätter für Literatur aus Sachsen-Anhalt 4/2015. Hrsg. vom Friedrich-Bödecker-Kreis in Sachsen-Anhalt e.V. Oschersleben: Zeiten. S. 30ff.

Schippling, Kristina (2015): Das Nest. In: Schreibkräfte. Literaturjournal aus Sachsen-Anhalt, Ausgabe 8, Jahrgang 5/2015. Hrsg. von Regine Sondermann/Karsten Steinmetz. Magdeburg: Meine Verlag. S. 10ff.

Schippling, Kristina (2015): Allein im Zoo. Ich bin die Ausnahme. Anfang Oktober. In: Narr. Das narrativistische Literaturmagazin. Sonderausgabe Literarischer Reiseführer Basel. Narr 16/17. Hrsg. vom narrativistischen Verein. Olten: Narrativistischer Verein. S. 47-62.

Schippling, Kristina (2015): Wir wussten es längst. In: Herbstträume. Literarische Wortmeldungen zu den Herbstesten 1989/1990 in deutschen Landen. Hrsg. von Peter Segler. Mit einem Nachwort von Prof. Michael Hofmann. Freiberg: Peter Segler Verlag. S. 12-14.

Schippling, Kristina (2014): Cerridwen. In: oda. Ort der Augen. Blätter für Literatur aus Sachsen-Anhalt 2/2014. Hrsg. vom Friedrich-Bödecker-Kreis in Sachsen-Anhalt e.V. Oschersleben: Ziethen. S. 58f.

Schippling, Kristina (2014): Der Fischerkönig. In Narr. Das narrativistische Literaturmagazin. Die Narrgenda. Sonderausgabe. Hrsg. vom narrativistischen Verein. Olten: Narrativistischer Verein. S. 340-346.

Schippling, Kristina (2012): Sie. Er. Ein Abend. In: Narr. Das narrativistische Literaturmagazin. Koch Les Buch. Sonderausgabe Winter 2012. Hrsg. vom narrativistischen Verein. Olten: Narrativistischer Verein. S. 31-38.

Schippling, Kristina (2012): Am Fenster. In: Narr. Das narrativistische Literaturmagazin. Am Fenster. 4/2012. Hrsg. vom narrativistischen Verein. Olten: Narrativistischer Verein. S. 6-11.

Schippling, Kristina (2012): Gehst du jetzt allein. In: Narr. Das narrativistische Literaturmagazin. Am Fenster. 4/2012 Hrsg. vom narrativistischen Verein. Olten: Narrativistischer Verein. S. 38f.

Schippling, Kristina (2009): Vier Miniaturen. In: oda. Ort der Augen. Blätter für Literatur aus Sachsen-Anhalt 3/2009. Hrsg. vom Friedrich-Bödecker-Kreis in Sachsen-Anhalt e.V. Oschersleben: Ziethen. S. 80-81.

Schippling, Kristina (2008): Gedichte, Kurzprosa und Szenisches. In: Anschluss sichern! Texte von Nachwuchsautoren aus Sachsen-Anhalt. Hrsg. von Jürgen Jankofsky. Burg: Dorise. S. 58-64.

Schippling, Kristina (2008): Gedichte, Kurzprosa und Szenisches. In: Anschluss halten! Texte von Nachwuchsautoren aus Sachsen-Anhalt. Hrsg. von Jürgen Jankofsky. Burg: Dorise. S. 79-88.

Inhalt

Texte

Erläuterungen zu den Göttinnen alter Kulturen	2
Freya	6
Rhiannon	8
Aife	10
Maria	12
Cerridwen	16
Bastet	18
Radha	21
Sie. Er. Ein Abend.	24
Jurmala (Wespenstiche)	31
Weiß ist eine unschuldige Farbe	41
In meiner Moabiter Höhle	48
Happy End	49
Nach Hause	50
Das Nest	51
Am Fenster	55
Die Schnittmenge	59
Der helle Sklave, der dunkle Gott	60
Über die Erzählung	80
Die Linie	87
Der Fischerkönig	89
Da wurde es noch einmal warm	94
Die Ahnung	95
Ich wiege mich in meinen Träumen unaufhörlich	96
Vier Miniaturen	97

Luna und Benoît	99
Widerstände	99
Das Ende der Naivität	102
Anziehungskraft	109
Dunkle Energie	115
Warum komme ich nicht auf	119
Die Zeit	120
Ich bin die Orte abgelaufen	121
Gehst du jetzt allein	122
Allein im Zoo. Ich bin die Ausnahme. Anfang Oktober.	123
Ich habe gesehen, wie sich in meiner Haut eine Tür	
öffnete	129
Meine Katzen	130
Die Maschine	131
Meine bleiche Geliebte	134
Zurück	135
Ich wiege mich in meinen Träumen unaufhörlich	136
Wir haben unsere Angst aufgeessen.	137
Es hilft nichts. / Als ich mir zu viel wurde. /	
Alles verblasst um mich.	138
Bald jährt sich der Todestag meines Vaters.	139
Wir wussten es längst und unsere Eltern, die wussten es	
ja auch.	143

Frühwerk

Meine Muse	145
Manchmal	146
Treibhausnächte	147
Narziss	148
Spätsommer	149
Träumen?	150
Die Lust an der Leine	151
keine Schonzeit	152
Mein Kater	153
Der Held	154
Grim und Hilde	156
Wenn der Wind an den Fensterläden rüttelt	157
Die Wildnis	158
Heimat	159
Hunger	160
Namron	161
Seelen-Ästhetik.	
Zu Kristina Schippling, „Meine Wut ist weiß und rein!“	
Nachwort von Harald Seubert	170
Quellennachweise der Erstpublikationen	i

KRISTINA SCHIPPLING wurde 1983 in Halle (Saale) geboren und lebt in Berlin. Nach dem Studium der Germanistik, Philosophie und des Darstellenden Spiels in Halle, Braunschweig und Berlin freiberufliche Tätigkeit als Schriftstellerin und Filmregisseurin, einjähriges Filmstudium bei der Masterschool, Documentary Campus e.V., abgeschlossene Promotion mit dem Titel „Film im Schulbuch – Diskursanalytische Reflexionen zur Konstituierung von Subjektivität.“ „Drei Gesichter“ ist ihr Buchdebüt, Lyrik und Kurzprosa erschienen zuvor in Zeitschriften und Anthologien. Weitere Informationen auf: www.kristina-schipping.de und www.schreibkunst.blog

Das Werk wurde aus schon publizierten Texten und noch unveröffentlichten Texten sowie einer kleinen Auswahl des Frühwerks der Schriftstellerin zusammengestellt und wurde in der Exaiphnes Edition Literatur publiziert. Die Exaiphnes Edition Literatur ist Teil des Seubert Verlags.

Layout, Umschlag und Satz: Kristina Schipping

Foto: Frank Liedtke

© Seubert Verlag Basel, Nürnberg Juli 2021

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Freigrenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung des Seubert Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 9798485938468